



Heimweh.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie vor einer übernatürlichen Erscheinung war Rolf Artner in äußerster Bestürzung zurückgeprallt, als er Else Flemming, die kurz vor Luimas Heimkehr das Haus betreten hatte, plötzlich auf der Schwelle seines Zimmers stehen sah. Sie hatte sich nicht um den Einspruch des erstaunten Dienstmädchens gekümmert und mit großer Bestimmtheit erklärt, daß sie nicht erst gemeldet werden wolle. Nur

den Weg zu dem Gemach, in dem sie den Hausherrn finden würde, hatte sie sich zeigen lassen, und nach einem kurzen, energischen Pochen hatte sie die Thür geöffnet, ohne auch nur eine Aufforderung zum Eintritt abzuwarten. Wenn man so fest entschlossen war wie sie, sich über alle Rücksichten und alle Gebote der Sitte hinwegzusetzen, brauchte man es mit der Beobachtung der kleinen Anstandsavorschriften wahrlich nicht mehr gar so genau zu nehmen. Und je vollständiger Rolfs Ueberraschung war, desto gewisser glaubte sich Else ihres Erfolges.

Sie sah, daß sein Erstaunen bei ihrem Anblick kein freudiges war; aber nach den Mitteilungen ihrer Mutter hatte sie es kaum anders erwarten dürfen, und die Miene, mit der sie empfangen wurde, entmutigte sie nicht.

„Sie sind verwundert, mich hier zu sehen,“ kam

sie seiner Anrede zuvor, „und ich weiß sehr wohl, wie unvorsichtig mein Beginnen ist. Aber ich konnte nicht anders. Ich mußte die Erklärung haben, die Sie mir schuldig sind.“

„Eine Erklärung für mein Ausbleiben vom heutigen Vormittag?“ sagte er, energisch gegen seine Befangenheit kämpfend. „Gewiß, Fräulein Flemming, Sie haben vollen Anspruch auf meine Entschuldigungen. Ich bedaure aufrichtig, daß eine dringende Abhaltung mich verhinderte.“

Aber sie ließ ihn nicht ausreden.

„Wollen Sie eine Komödie mit mir spielen, Rolf? Sagen Sie mir, was seit gestern geschehen ist, Ihren Sinn zu ändern. Ich bin gefaßt, das Schlimmste zu hören; aber ich erwarte, daß Sie wahr und aufrichtig gegen mich sind.“

„Wahr und aufrichtig? Waren Sie es denn bisher



Näher. Nach dem Gemälde von B. Genzmer.

gegen mich? Und könnte man es nicht vielleicht auch eine Komödie nennen, daß Sie mir Ihre Beziehungen zu meinem Bruder verschwiegen?"

"Das also ist es! Ihr Bruder hat Ihnen gesagt, ich sei heimlich mit ihm verlobt?"

"So sagte er. Und ich vermute, daß Sie nicht in der Lage sind, ihn Lügen zu strafen."

"Doch! Denn diese unsinnige Verlobung, an der nur meine Einbildungskraft beteiligt gewesen war, nicht mein Herz — sie besteht nicht mehr. Ich habe Ihrem Bruder heute nachmittag erklärt, daß ich niemals seine Gattin sein kann. Und ich bin frei."

Sie sagte es fest und stolz, in einem beinahe triumphierenden Tone. Und sie war in diesem Augenblick von wahrhaft hinreißender Schönheit. Es entging ihr nicht, daß Rolf das Blut in die Wangen stieg. Aber wenn sie gehofft hatte, seine Leidenschaft sofort in hellen Flammen auflodern zu sehen, so wurde sie peinlich enttäuscht. Denn es klang vorwurfsvoll, fast heftig, da er erwiderte:

"Das heißt, Sie haben ihn glauben lassen, ich hätte Sie zu diesem Schritt bestimmt, oder Sie hätten ihn doch um meinwillen gethan?"

"Ich sagte es ihm nicht, aber ich kann seinen Gedanken nicht gebieten. Und mir schien, daß Sie ihm bereits viel mehr verraten hatten als ich."

"Ich? Was hätte ich ihm verraten können? Wahrhaftig, Fräulein Flemming, Sie hätten das nicht über sich und mich heraufbeschwören sollen."

"Sie klagen mich an? Das ist eine Überraschung, auf die ich nicht gefaßt war. Aber ich verteidige mich nicht. Denn es ist gleichgültig, wer von uns beiden das Verhängnis heraufbeschworen hat. Genug, daß es da ist, und daß wir ihm nicht mehr enttrinnen können, Sie so wenig als ich."

"Ist das im Ernst Ihre Meinung? Wir könnten ihm nicht mehr enttrinnen?"

"Nein. Denn wie die Dinge jetzt liegen, müssen wir den Mut der Wahrheit haben, Rolf! Wir wollen uns das Glück nicht in lichtscheuer Heimlichkeit erschleichen, sondern offen vor aller Welt, und — wenn es sein muß — gegen alle Welt wollen wir es uns erkämpfen."

Er stand wie betäubt. Die Rücksichtslosigkeit, mit der sie alle Gebote der Sitte mit Füßen trat, um sich ihm, der ihr noch kein Wort von Liebe gesprochen, gleichsam in die Arme zu werfen, verwirrte ihn ganz und gar. Er erschrak vor der gähnenden Tiefe des Abgrundes, an dessen Rand er sich plötzlich gerissen sah. Denn auch in der höchsten Selbstvergessenheit jenes kurzen Rausches, dem er sich naiv und gedankenlos hingegen, hatte er niemals daran gedacht, sie zu bestrafen.

"Um Gottes willen, Fräulein Flemming, wenn man Sie hörte! —"

Aber sie war wie in einem Taumel.

"Mag man mich doch hören! Vor wem haben wir jetzt noch etwas zu verbergen? Eine Nacht, die heiliger und gewaltiger ist als alle Menschenjahre, hat uns zusammengeführt. Und verbrecherischer als jede andre Sünde wäre jetzt eine Aufsehnung gegen den Willen der Natur. Daß ich hierher gekommen bin, ungerufen und unter Verachtung jeglicher Gefahr — beweist es Ihnen noch immer nicht deutlich genug, daß ich Ihnen angehören will — Ihnen ganz allein?"

Wie in ersterbender Eingebung hatte sie es gesprochen, totenbleich, aber mit einem wunderbaren Leuchten in den voll zu ihm aufgeschlagenen Augen. Sein Herz klopfte in stürmischen Schlägen; aber er verharrte unbeweglich. Und dann fuhr er plötzlich wie in furchtbarem Erschrecken zusammen. Ein Laut gleich einem schwachen Weheruf aus weiblichem Munde hatte sein Ohr erreicht, und voll Bestürzung wandte er sein Antlitz gegen die Thür.

"Still — um des Himmels willen, was war das? — Haben Sie es nicht gehört?"

"Ja — es war draußen im Garten oder auf der Straße — der Schrei eines Kindes oder einer Rabe. — Können Sie solche Dinge erschrecken — jetzt — in diesem Augenblick?"

Er lauschte noch immer; aber da alles still blieb, glaubte auch er an eine Täuschung. Und dann, sich energisch zusammenraffend, sagte er:

"Ich sehe ein, daß ich mich gegen Sie vergangen habe, und demütig bitte ich Sie um Verzeihung. Aber dies Bekenntnis ist alles, was Sie von mir erwarten dürfen. Ich kann mich nicht mit einem einzigen Wort frei machen von Sie. Und wenn ich es könnte, würde ich es doch nicht thun. Denn ich müßte eine Unschuldige opfern, und es giebt kein Glück auf Erden, das ich um solchen Preis erkaufen möchte."

"Sie halten es also für möglich, daß Sie auch jetzt noch an ihrer Seite weiterleben könnten — jetzt, nach dieser Stunde? Und die Vorstellung macht Sie nicht erröten?"

"Nein, gewiß nicht, denn es handelt sich ja nur um eine einfache Erfüllung meiner Pflichten."

"Und Ihre Pflichten gegen mich — Ihre Pflichten

gegen sich selbst — sind sie etwa weniger heilig als jene andern? Nein, für ein Spiel der Lüge und der Heuchelei ist es jetzt zu spät. Wenn Sie nicht verächtlich werden wollen vor Ihrem eignen Gewissen, müssen Sie Ihrer Frau alles sagen — noch heute. Und Sie dürfen es getrost thun — es wird sie nicht töten."

Je offener sie in völliger Verkenntnis seines Seelenzustandes ihre rücksichtslose, herrische Natur vor ihm enthüllte, desto mehr schwand der verklärende Schimmer dahin, mit dem seine entflammte Phantasie sie für eine kurze Zeit umgeben. Und ein Grauen überkam ihn bei dem Gedanken, wie nahe er vielleicht daran gewesen war, sich und seine Ehre an dies bis zur Grausamkeit selbstische Weib zu verlieren.

"Sie sind in einem Irrtum," sagte er, "und ich werde darum auch nicht thun, was Sie von mir erwarten — weder heute noch an einem andern Tage. Aber Sie werden es auch nicht ferner verlangen, wenn ich Ihnen gesagt habe, weshalb ich heute vormittag nicht gekommen bin. — Sehen Sie die Papiere dort auf dem Tisch? Wenn nichts andres zwischen uns stünde als diese Blätter, so würden doch sie allein hinreichen, uns für immer zu trennen. Denn sie machen mich zu Ihrem Widersacher — zu einem Gegner, der gezwungen ist, das Andenken Ihres Vaters anzutasten und Ihre Mutter eines Vermögens zu berauben."

"Was heißt das? Ich verstehe Sie nicht. Was für Papiere könnten das sein?"

"Es sind die unausführbaren Beweise für meines armen Freundes Bernhard Vornsen gutes Recht. Aus den Händen eines Sterbenden habe ich sie an diesem Vormittag empfangen, zu derselben Stunde, da Sie mich erwarteten."

Else war an den Tisch getreten und neigte ihr brennendes Gesicht auf das Altbündel herab.

"Was Sie da sagen, ist unmöglich!" stieß sie hervor. "Mein Vater war kein Dieb und kein Betrüger."

Er schwieg. Und deutlicher als Worte verriet ihr dies vielsagende Schweigen, daß es keine Hoffnung mehr gab, seine Ueberzeugung zu erschüttern. Sekunden verstrichen; dann fragte sie:

"Es ist also Ihre Absicht, von diesen Papieren Gebrauch zu machen — gegen meine Mutter und gegen mich?"

"Ich hatte mich den Kindern meines verstorbenen Freundes zum Beschützer angeboten, noch ehe ich etwas von diesen Dingen ahnte — und, was es mich auch kosten mag, ich bin entschlossen, mein Versprechen zu erfüllen."

"Dann — dann haben wir einander wohl allerdings nichts mehr zu sagen," erwiderte sie und machte eine Bewegung, als wolle sie sich zum Gehen wenden. Im nächsten Moment aber griff sie mit beiden Händen an die Schläfen, und wie ein Stöhnen kam es von ihren Lippen: "O mein Gott — ich kann nicht mehr — es ist zu viel — zu viel —"

Ihre erhobenen Arme sanken schlaff herab, und ehe Rolf es hatte verhindern können, glitt sie zu Boden. Mit geschlossenen Augen lag ihr Kopf auf einem der niedrigen Sessel, und in tödlichem Schrecken starrte er auf das bleiche Gesicht, dessen Schönheit all seinen verführerischen Zauber für ihn verloren hatte. Dann war seine erste Eingebung, das Mädchen zur Hilfeleistung herbeizurufen, und er stürzte zur Thür. Aber auf halbem Wege schon hielt er inne. Wie konnte er hoffen, diesen Besuch und seine Bedeutung vor Tuima geheim zu halten, wenn das Mädchen die fremde Dame in solcher Verfassung in seinem Zimmer fand! Und sie sollte nichts davon erfahren — sie sollte nicht noch unglücklicher werden, als sie es durch seine unselbige Verblendung bereits gewesen war, das war sein fester Wille.

Er kehrte zurück und neigte sich über die Regungslose herab.

"Um Gottes willen, Fräulein Flemming, kommen Sie zu sich. Man darf Sie nicht so hier bei mir überraschen."

Aber es war umsonst. Ihre Augen blieben geschlossen, und sie rührte sich nicht. Da schlang er kurz entschlossen seine Arme um ihren Leib und hob sie empor, um ihr wenigstens ein bequemeres Lager auf dem Sofa zu geben. In diesem Augenblick knarrte hinter ihm die Thür. Und als er sich in höchster Bestürzung umwandte, die Ohnmächtige noch in seinen Armen haltend, sah er seinen Bruder und hinter ihm Elfriede Vornsen auf der Schwelle des Gemaches.

"Was geht hier vor?" rief der Arzt, und es bebte wie Born und Verachtung in seiner Stimme. "Bist du denn ganz von Sinnen? Was hast du mit dieser Dame zu schaffen?"

Der Gefragte kam nicht dazu, ihm zu antworten. Denn was sein dringendes Zureden nicht hatte bewirken können, das bewirkte auf eine geradezu wunderbare Weise Hermann Artners unerwartetes Erscheinen. Else war aus ihrer anscheinend so tiefen Ohnmacht erwacht und hatte sich mit einer ungestümen Bewegung befreit. In dem Moment, da ihr Blick auf das Antlitz Elfriedens fiel, gab sie das Spiel endgültig verloren.

"Es ist vorüber," stieß sie hervor, "ich fühle mich wieder ganz wohl. Und ich will nicht, daß irgend jemand sich meinethwegen bemüht."

Hoch aufgerichtet, und ohne Rolf Artners auch nur eines Blickes zu würdigen, ging sie zur Thür. Stumm traten die beiden andern beiseite, ihr den Weg freizugeben. Niemand machte einen Versuch, sie zu halten.

Zweihundzwanzigstes Kapitel.

Das Erscheinen Elfriedens in der Villa am Schwanenwiel erklärte sich auf eine sehr natürliche Weise. Sie hatte bei ihrer Heimkehr durch Gertha von dem Besuche Tuimas und von dem seltsamen Benehmen der jungen Frau erfahren, und da sie nach der Schilderung ihrer Schwester nicht daran zweifeln konnte, daß die Samoanerin ihres Rates oder ihres Beistandes bedürfe, hatte sie sich sofort aufgemacht, sie in ihrer Wohnung aufzusuchen. In geringer Entfernung von der Villa war sie mit Hermann Artners zusammengetroffen und hatte ihm auf seine Frage mitgeteilt, aus welcher Veranlassung sie kam.

Durch ihre Erzählung aufs höchste beunruhigt, hatte sich der Arzt sofort mit einer Frage nach Tuima an das Mädchen gewendet, um von ihr zu erfahren, daß sie die junge Frau vor ungefähr einer Viertelstunde habe an der offenen Rüdenthür vorübergehen und durch den hinteren Ausgang das Haus verlassen sehen. Aus eigenem Antrieb hatte das Mädchen hinzugefügt, daß sie ganz erschrocken gewesen sei über das sonderbar veränderte, verstörte Gesicht ihrer Herrin. Und auf diese Aussage hin war Hermann in das Zimmer seines Bruders geeilt, ohne sich erst lange mit einer Frage aufzuhalten, ob der Hausherr für ihn zu sprechen sei.

Der Anblick, der ihm dort zu teil geworden war, hatte ihn für einen Moment die Frage vergessen lassen, die er auf den Lippen gehabt. Nun aber, nach Elses Entfernung, kam er, ihn schon nach den ersten Worten unterbrechend, der beabsichtigten Erklärung seines Bruders zuvor:

"Davon werden wir später reden. Sage mir jetzt vor allem: wo ist deine Frau?"

"Tuima? Wie kommst du zu dieser Frage? Was ist geschehen?"

"Das eben wünsche ich von dir zu erfahren. Sie hat nach der Erklärung des Dienstmädchens vor einer Viertelstunde in augenfälliger Erregung das Haus verlassen — und zwar durch den hinteren Ausgang, der nicht nach der Straße, sondern nach dem Flusse führt. Kannst du mir das erklären?"

Aber Rolf erklärte ihm nichts. Wie im grellen Blicke eines Blitzstrahls hatte er plötzlich die ganze furchtbare Wahrheit erkannt. Der halb unterdrückte Weheruf, den er vorhin gehört, dieser seltsame, herzzersehneidende Laut, den Else Flemming kaltblütig für den Schrei eines Kindes oder einer Rabe erklärt hatte, er konnte nur von den Lippen Tuimas gekommen sein, als sie ihn in sträflich vertrautem Gespräch mit einer andern gefunden. Und er durfte sich keiner Täuschung darüber hingeben, was unter diesen Umständen ihr Fortgehen bedeuete.

Ohne seinem Bruder zu antworten, stürzte er hinaus — nach Tuimas Zimmer hinüber, denn er wußte, daß er dort die Erklärung finden würde, die furchterliche, vor der seine Seele zitterte.

Und nicht lange brauchte er zu suchen. Mitten auf dem Tisch lag das Briefchen, das sie für ihren Gatten zurückgelassen. Er riß den Umschlag herab, und ein Schrei gleich dem eines zu Tode getroffenen Tieres rang sich aus seiner Brust, als er gelesen hatte.

"Mein Weib — mein geliebtes Weib — ich habe es gemordet!"

Hermann, der ihm gefolgt war, nahm ihm das Blatt aus der Hand, und mit einem einzigen Blick konnte er die wenigen Zeilen überfliegen, die es enthielt:

"Zürne mir nicht — es ist das letzte Ungemach, das ich Dir bereite. Ich fühle, daß ich Dir im Wege sei, und deshalb wollte ich heimlich nach Samoa zurückkehren. Aber die Reise ist zu weit, und doch wieder nicht weit genug. Darum wähle ich jetzt den kürzeren Weg, der Dich für immer von mir befreit. Lebe wohl, mein Geliebter! — Wenn das Eis zergeht, siehst Du mich wieder!"

Draußen auf der Diele holte Hermann seinen gleich einem Rasenden fortgestürzten Bruder ein. Und während er an seiner Seite blieb, sagte er:

"Auf dem Flusse — in der Richtung nach den Eisbüchern hin müssen wir sie suchen. Geh du voran — ich werde dir folgen, sobald ich Hilfe requiriert habe!"

Es war ungewiß, ob Rolf ihn verstanden hatte; denn er gab ihm keine Antwort. So wie er war, barhaupt und im leichten Hausanzuge, rannte er in den eisigen Winterabend hinaus.

"Tuima!" rief er, noch bevor er den Fluß erreicht hatte, mit der ganzen Kraft seiner mächtigen Lungen in das unheimliche Todesesdauern hinaus. Und immer entfernter und schwächer, in schauerlich klingenden, langgezogenen Tönen schallte es von der Eisfläche herüber: "Tuima! Tuima!"

Von der Polizeiwache aus, die nur um ein paar hundert Schritte von der Villa entfernt war, hatte Doktor Hermann Artner die Rettungsmannschaft der Feuerwehr alarmieren lassen, damit sie sich so rasch als möglich mit Fackeln und allem erforderlichen Gerät zu den weiter flussaufwärts befindlichen Eislöchern begeben. Denn nur dort konnte Tuima ihr schreckliches Vorhaben zur Ausführung gebracht haben. Aber er wartete nicht ab, bis die Leute zur Stelle waren, sondern schickte sich an, mit einer rasch beschafften Handlaterne ausgerüstet, seinem Bruder zu folgen.

Der schneidende Wind, der bis in den Nachmittag hinein getobt hatte, war jetzt ganz eingeschlafen, und in leisen, dichten Flocken fiel der Schnee, der sich weich und schmeichelnd wie eine kühle Frauenhand auf die heißen Wangen des jungen Arztes und auf seine brennenden Schläfen legte. Eben hatte Hermann das Flußufer erreicht, als er sich leise angerufen hörte:

„Nehmen Sie mich mit, Herr Doktor! Ich kann mit dieser entsetzlichen Angst im Herzen nicht anständig im Hause warten.“

Hermann, der schon von der etwa meterhohen Böschung auf das Eis hinabgesprungen war, reichte ihr die Hand, und leichtfüßig glitt Elfriede Lornsen aus der geringen Höhe nieder.

„Sie haben noch eine Hoffnung, nicht wahr?“ fragte sie mit bebender Stimme. „Es ist ja undenkbar, daß dies Grauenhafte Wahrheit werden sollte.“

„Wenn Sie mich aufs Gewissen fragen, Fräulein Elfriede — nein, ich habe keine Hoffnung mehr. Tuima ist keines von den Geschöpfen, die mit solchen Dingen ein frivoles Spiel treiben können. Wenn sie mit der Absicht fortgegangen ist, den unseligen Schritt zu thun, so hat sie ihn auch gethan, und wir kommen viel zu spät. Ich aber werde mir bis ans Ende meines Lebens nicht verzeihen, daß ich nicht eine Stunde früher gekommen bin, wie eine innere Stimme es mir gebieten wollte. Denn ich habe dies sanfte, anmutige Wesen lieb gehabt, wie — wie kaum noch einen Menschen auf Erden.“

Er nahm sich zusammen; aber Elfriede hörte es doch aus dem Klang seiner Rede, daß er die letzten Worte unter Thränen gesprochen, und plötzlich fühlte er ihre kleine Hand in der seinigen.

„Lassen Sie uns die Zuversicht auf die Barmherzigkeit des Himmels noch nicht begraben,“ sagte sie schlicht und warm. „Ich kann und ich will nichts anderes glauben, als daß wir Ihre Schwägerin lebend wiederfinden werden.“

Dann sprachen sie nichts weiter. Aber Hermann Artner gab die Hand seiner Begleiterin nicht wieder frei. Und wie sie so durch den rieselnden Schnee im unsicheren Lichtschein der kleinen Laterne über die spiegelglatt gewordene Eisfläche dahinschritten, um die unglückliche junge Samoanerin zu suchen, da war es in ihren Herzen wie eine stille Gewißheit, daß es nach dem gemeinsam getragenen Leid dieser schweren Stunde keine Trennung mehr für sie gab, daß sie fortan auch alles andre gemeinsam tragen würden, des Lebens Kümmernisse wie seine Freuden.

„Wir können nicht mehr weit von den Eislöchern entfernt sein,“ brach Hermann endlich das lange Schweigen. „Es beunruhigt mich, daß wir noch immer gar nichts von meinem Bruder hören.“

Aber noch ehe er es ausgesprochen, spürte er einen heftigen, offenbar unwillkürlichen Druck von Elfriedens Hand, und indem sie sich enger an ihn schmiegte, flüsterte sie ihm zu:

„Sehen Sie dorthin! Ich glaube, Ihr Bruder hat seine Gattin gefunden!“

Auch Hermann sah die schattenhaften Umrisse, die aus dem weiflichen Nebel vor ihnen auftauchten. Und wie er nun seine Handlaterne hoch emporhob, fiel ihr zitternder Lichtschein wirklich auf seines Bruders blondbärtiges Haupt und auf die menschliche Bürde, die er so sorgsam und zärtlich in den Armen trug, wie ein Vater sein ermüdetes Kindchen nach Hause trägt.

„Kols! Ist es denn Wahrheit? Du hast sie gefunden?! Sie lebt?“

Aber die Antwort des Gefragten war nur ein Schluchzen, und fester drückte er die zarte, willenlos hingeebene Gestalt an seine Brust. Unaufhörlich rollten ihm die Thränen über die Wangen, und die beiden andern fühlten, daß sie jetzt nicht fragen durften, ob es Thränen des bittersten Herzeleids oder der überschwenglichsten Freude seien.

So sagte Hermann nur: „Die Last ist zu schwer für dich, Kols! Wir werden sie besser gemeinschaftlich tragen.“

Aber mit einem heftigen Kopfschütteln wehrte er ab. Und wenn er seinen letzten Atem hätte daransetzen müssen, würde er doch keinem andern gestattet haben, sein armes, mishandeltes und vertriebenes Weib heimzutragen unter das Dach seines Hauses.

In geringer Entfernung von der Villa erst begegneten sie der in blutrotem Fackelschein daherkommenden, mit Leitern, Stangen und andern unheimlichen Gerät ausgerüsteten Rettungsmannschaft. Hermann

ging den Leuten entgegen und erklärte mit einigen raschen Dankesworten, daß man ihrer Hilfeleistung glücklicherweise nicht mehr bedürfe. Kols Artner aber eilte mit langen Schritten an ihnen vorüber, als wären sie gar nicht vorhanden. Und erst als er im Schlafzimmer der Villa Tuima sanft auf ihr Lager hatte niedergleiten lassen, fiel er leuchtend und atemlos neben dem Bett auf einen Stuhl, bis zum Tode erschöpft von der ungeheuren, übermenschlichen Anspannung seiner Kräfte.

Hermann fragte ihn nicht erst um die Erlaubnis, seine ärztliche Pflicht zu erfüllen. Er sah, daß die junge Frau ohne Bewußtsein war, aber er sah auch, daß sie lebte. Und als er sich nun bemühte, ihr vor allem eine bequemere und zweckmäßigere Lage zu geben, wurde ihm auch offenbar, welchem glückseligen Mißgeschick aller Wahrscheinlichkeit nach die Rettung ihres Lebens zu danken sei.

Denn ein leiser, wimmernder Wehelauf war von ihren Lippen gekommen, als er sacht ihren linken Fuß berührt hatte, und er brauchte den Saum ihres feuchten Gewandes nur um ein Geringes zurückzuziehen, um zu erkennen, daß das Glied hart über dem zierlichen Knöchel gebrochen war.

Sie mußte auf dem glatten Eis ausgeglichen sein und sich im Fallen die Verletzung zugezogen haben, die ihr eine Fortsetzung ihres Todesganges unmöglich gemacht hatte.

In tiefster Seele erschüttert, wandte Hermann sich seinem Bruder zu:

„Du hast es einem Wunder zu danken, Kols, daß dir dein Weib erhalten geblieben ist. Aber du wärst, bei Gott, der erbärmlichste Kerl unter der Sonne, wenn du ihr nicht jede Stunde, die sie jetzt auf dem Schmerzenslager wird verbringen müssen, zu einer Stunde des Glückes und der Freude machtest.“

Der Schluß seiner Rede klang nur noch an taube Ohren. Denn in dem Moment, da Tuima mit einem tiefen Seufzer die schönen, dunkeln Augen geöffnet, hatte Kols sich neben ihr auf die Kniee niedergeworfen und unter erneutem Schluchzen ihr lodiges Köpfchen in seine beiden Hände genommen.

„Mein Weib! — Mein Lieb! — Mein Leben! — Verzeih — o verzeih mir, was ich dir gethan!“

Ein süßes Kinderlächeln glitt über ihr reizendes, bronzefarbiges Gesicht — ein Lächeln, das nichts von ihren furchtbaren körperlichen Schmerzen ahnen ließ, sondern nur in rührender Zaghaftigkeit die selige Hoffnung wiederpiegelte, die sich unter dem heiß berebten, leidenschaftlich fliehenden Blick des geliebten Mannes schüchtern in ihrem armen, verängstigten Herzen regte.

„Alles, Kols, alles! — Hast du mich denn noch ein wenig lieb?“

„Ob ich dich lieb habe! Könnte ich dir sagen, was ich in dieser Stunde um dich gelitten, du würdest mich nicht mehr fragen. Aber du willst nicht mehr fortgehen — nicht wahr? So wenig ich deiner auch wert bin, du wirst mich nicht mehr verlassen?“

„Nein — nein! Und ich werde alles thun, was ich kann, mich in diese neue Welt zu gewöhnen, wenn du mir nur ein klein wenig dabei helfen willst, Kols!“

„So wahr ich lebe, das sollst du nicht! Mit dieser neuen Welt sind wir fertig — dem Himmel sei Dank dafür! Sie taugt für mich noch tausendmal weniger als für dich. Und wenn ich mit dem letzten Aufseherposten auf einer Koprapflanzung vorlieb nehmen müßte, wir gehen nach Samoa zurück. Das ist beschlossen und geschworen. Der soll mein Todfeind sein, der auch nur den kleinsten Versuch macht, mich daran zu hindern.“

Ihre weichen Arme umschlangen seinen Hals, in ihren jammernden Augen war ein fast überirdisches Leuchten — und sie küßten sich, wie sie sich noch nie geküßt hatten, auch nicht in den wonnesterksten Augenblicken ihres jungen Liebesglückes.

Dann begann das Martyrium der armen Tuima. Hermann Artners ärztliches Gewissen gestattete ihm nicht, es ihr noch länger zu ersparen. Aber sie trug es wie eine Heldin. Und bis der erste provisorische Verband fertig geworden war, schwand das Lächeln nicht von ihren Lippen, obwohl sie ersichtlich zuweilen einer Ohnmacht fast nahe war.

In später Abendstunde verließen Hermann und Elfriede die Villa am Schwanenwiek — gemeinsam, wie sie sie betreten hatten, doch diesmal Arm in Arm. Sie brauchten um Frau Tuimas Leben keine Besorgnisse mehr zu hegen, und sie versündigten sich darum nicht, wenn sie auf dem langen Heimwege durch die stille Winternacht nur von ihren eignen Angelegenheiten sprachen.

Es war nicht wenig, was sie einander zu erzählen und zu berichten hatten. Und der lange Weg schien ihnen dafür fast zu kurz. Aber im Grunde war es doch immer nur dasselbe, was sie sich mit Lippen und Augen sagten, immer nur die drei Wörtchen: „Ich liebe dich!“, die laut und vernehmlich aus jeder Frage und aus jeder Antwort klangen, wovon auch immer sie reden mochten.

Vor dem alten Hause in der Mathildenstraße sagten

sie sich „Gute Nacht“, und eben hatten sich im schützenden Dunkel des Thorweges zum erstenmal ihre Lippen gefunden, als hoch über ihren Köpfen ein Fenster klang.

„Elfriede — bist du's?“ tönte es aus der Höhe nieder. „Ich habe mich hier schon halb zu Tode gelangst um deinetwillen.“

Die Gefragte wollte antworten, aber Hermann Artner war schneller als sie.

„Guten Abend, Fräulein Schwägerin! Seien Sie uns nicht böse, weil wir uns bei unsrer Verlobung ein wenig verspätet haben.“

Ein silberhelles Lachen klang jubelnd durch die Nacht. „Ich gratuliere, Herr Doktor! Aber ich würde es Ihnen auch bis an mein Lebensende nicht verzeihen haben, wenn es anders gekommen wäre.“

Und glücklicher waren in der alten Straße sicherlich noch niemals junge Menschenfinder gewesen als die drei, die sich wie übermütige Kinder über drei Stockwerke fort unterhielten, bis endlich der letzte Gruß ausgetauscht war und das letzte verheißungsvolle:

„Auf frohliches Wiedersehen!“

Else Flemmings Freundinnen wurden am folgenden Tage nicht wenig überrascht durch die Kunde, daß die junge Dame, der bisher niemand etwas von einer Krankheit angemerkt hatte, auf dringenden ärztlichen Rat zur Wiederherstellung ihrer angegriffenen Gesundheit eine Reise nach dem Süden habe antreten müssen. Ihre Mutter war vorläufig noch zurückgeblieben, aber sie folgte ihr vierzehn Tage später nach, nachdem das großmütige Entgegenkommen der Geschwister Lornsen die zermalnende Sorge um ihre Existenz und um die Ehre des Namens Flemming von ihrer Seele genommen. Denn Elfriede hatte ohne weiteres dem ihr durch einen Bevollmächtigten der Witwe unterbreiteten Vorschlag zugestimmt, sich mit der Auszahlung einer halben Million an sie und ihre Schwester zu begnügen. Und sie hatte sich hochsinig bereit erklärt, das Andenken der beiden toten Betrüger zu schonen, nachdem für alle, die ihrem Herzen teuer waren, ihres Vaters Rechtschaffenheit über alles Erwarten glänzend dargelegt worden war.

War sie doch eine viel zu glückselige junge Braut, als daß sie es über sich gewonnen hätte, andre dem Unglück zu überliefern, wie schwer auch immer sie sich an ihr versündigt haben mochten.

Die Firma Rodenberg hatte sich auf Kols entschiedenes Verlangen nach einigem Zögern damit einverstanden erklärt, daß ihr jüngster Teilhaber auf seinen früheren Posten nach Samoa zurückkehre, ohne daß der Gesellschaftsvertrag eine Aenderung zu seinen Ungunsten erfahren hätte. Und wenige Tage nach Doktor Hermann Artners Hochzeit, bei der sich Tuima ihres glücklich geheilten Fußes schon recht gut wieder bedienen konnte, traten Kols und sein strahlendes junges Weib aufs neue die weite Reise nach dem stillen, weltverlorenen Eiland in der fernen Südsee an, dessen paradiesischer Zauber seinen wieder losläßt, der ihm jemals verfallen gewesen.

Als die wehenden weißen Tücher am Hafenbollwerk allgemach den Blicken der am Schiffsrand Stehenden im Morgennebel verschwanden, drückte der blonde germanische Riese sein zierliches, mischblütiges Weibchen fester an sich und rief nach einem tiefen, befreiten Aufatmen voll fröhlicher Zuversicht in die ungewisse blaue Ferne hinein, die sich vor dem Bug ihres Dampfers dehnte:

„Glück auf, mein Lieb! Nun gebe uns der Himmel gute Fahrt dahin, wo deine Heimat ist und meine! Und nie mehr wollen wir ihr untreu werden. Unter ihren Palmen wollen wir leben und sterben — das letzte aber, will's Gott, nicht so bald!“

Praktische Winke für Amateurphotographen.

Zeitgemäße Plauderei

von

Dr. Otto Klein.

Jeder Sterbliche, der heute Anspruch auf „höhere“ Bildung erhebt, spielt Klavier, malt Seestücke und Mondscheinlandschaften; „sie“ brennt oder lerbt Holz, „er“ radelt oder „knipst“.

Eine geheimnisvolle Nacht zwingt den „Knipser“, auf alles seinen Knopf abzubücken. Da ist nichts sicher, die Schloßruine, das elterliche Haus, die Familienangehörigen sämtlicher Generationen bis zum harmlosen Säugling in der Wiege, die Brüder, die wollen, und die Schwestern, die aus wohlervogenen Eitelkeitsrücksichten gewöhnlich nicht wollen. Sind diese Gegenstände erschöpft, schwärmt er für Natur oder komponiert Stilleben aus Wicksbüchsen und Stiefelknecht. Gewöhnlich entwickelt er seine Platten nicht



Der Recht!

As Rösle und as Dorle
Dia sitzet bei anand,
Wie eba woi Studenta
Am Haus vorübergant.

Dia aber grüßet freudlich:
Mei Rösle wird ganz rot,
Und s'Dorle ist a letza,
Denn uez so leicht entgoht.

Drum guckt se halt as Rösle
Ganz schlau und pfiffig a':
„Der wel' ist denn der Recht wohl?
„Wie, sags! was leit denn dra?“

Mei Rösle wird noch röter
Und sagt: „Ja, wenn e möcht!
Doch sei's drum, wenns dr Freud macht!
Der Kink' des ist der Recht!“



Eine Jagd-Episode aus dem Burenkriege. Nach Skizze eines Augenzeugen gezeichnet von W. Small.

Der Zeichner unserer interessanten Skizze, ein englischer Offizier, begleitet diese mit folgenden Erläuterungen: Eines Morgens, da wir neben der Bahnlinie marschierten, erschien plötzlich eine starke Herde von Springböcken, alten und jungen. Sie jagten direkt auf die Strecke zu, ein Tier nach dem andern. Da die Linie von Blockhaus zu Blockhaus mit Stachel-draht eingezäunt war, so kehrte ein Teil wieder um und rannte der Linie entlang, verfolgt von den Hunden unserer Kaffern. Die Flucht durch die langen Reihen unsers Truppenteils hatte die älteren Tiere schon recht ab-

geht, so daß manche ermüdet zusammenbrachen, indes die andern ihren Weg fest über alle Hindernisse fortsetzten. Es war ein höchst eigenartiger Anblick, wie die gescheuchten Tiere weiter flohen, eine Folge seltsamer senkrechter Sprünge machend, indem sich eines nach dem andern mit gekrümmten Rüfen hoch in die Lüfte hob, das schneeweiße Haarfleisch längs des Rückens flattern lassend. Bei dem Sprunge über die beinahe zwei Meter hohen Drahtzäune schienen sie einen Augenblick lang wie in der Luft zu schweben, kamen sodann mit allen vier Füßen zugleich herunter und nahmen

das zweite Hindernis sofort mit gleicher Behendigkeit. Unsere Kaffern bemächtigten sich in Eile der gestürzten Böcke, sie mit der einen Hand bei den Hörnern fassend, die Finger der andern in ihre Röhren bohrend. In rechts und links tobte eine wilde, aufregende Jagd, im Verlauf derer noch manche der flüchtenden Antilopen ihr Leben lassen mußte, getroffen von den sicheren Burstseulen der Kaffern. Das, was an den Drahtzäunen hängen blieb, endete unter den Bajonettschiffen der Soldaten, unsrer Kost willkommen letztere Abwechslung bringend.

selbst, sondern schickt sie dem Händler photographischer Artikel zum Fertigmachen ein, die Brust geschwellt von dem stolzen Bewußtsein, als Künstler und Urheber einer „Aufnahme“ nicht nötig zu haben, sich mit einer so untergeordneten materiellen Beschäftigung, wie Entwickeln und Fixieren der Platte, abzugeben. Wie endigt schließlich der Knips? Der Bessere steckt's auf, der Hartnäckige beschließt sein Leben im „stillen Knips“.

Wir müssen schon annehmen, daß die geschilderte Menschenrasse in der überwiegenden Mehrzahl unter den Lichtfreunden vorkommt. Das „Königreich Kodak“ hat auf Erden viele Millionen Einwohner. Ein furchtbares Instrument, dieser Kodak, gleich einem modernen Maschinengewehr. Ein kleiner Bub kann's tragen, er kann zwölf Schüsse in der Minute abgeben, und für die nächste Minute wieder zwölf und so fort, solange ihm fein oder seiner Eltern Portemonnaie diese Munitionsvergeudung gestattet. Der Erfinder des Kodak stand mit dem Bösen im Bunde, als er seine Filmspule erfand, und verdient Höllestrafen für die diabolische Schlaueit, mit der er seine Anhänger zu quälen versteht. Der kleine „Kodakel“ kann nämlich seine Filmspulen nicht eher entwickeln, als bis er alle zwölf Schüsse abgegeben hat. Der sparsame Mensch, der nur alle Woche zwei Aufnahmen macht, duldet Folterqualen der Reugier, bis er die zwölfte Aufnahme endlich fertig hat. Alt darf ein Film auch nicht werden, sonst verdirbt er, also „der Bie muß knipsen“.

Wenden wir uns nun den Kunstbiletanten unter den Liebhabern der Lichtbildkunst zu, die ihre Aufgabe wirklich ernst nehmen, so finden wir hier zwar keine so große Zahl, dagegen eifriges Streben nach Vervollkommen, nach Herstellung technisch vollkommener Bilder, ferner ein Suchen nach Bildwirkung, nach Neugestaltung der Kopie zum wirksamen Bilde. Man könnte als Laie auf den ersten Augenblick wohl geneigt sein zu glauben, bei solch einem photographischen Verfahren ließen sich keine Variationen anbringen, man habe nach der Aufnahme des Bildes auf der Platte gar keine Einwirkung mehr auf den Ausfall des Bildes in dieser oder jener Richtung. Dieser Ansicht begegnen wir sehr häufig, es ist aber nichts falscher, als das zu glauben, ja die bildende Hand des Photographen beginnt bereits mit der Aufnahme. Es ist schon durchaus nicht gleichgültig für den Ausfall eines Bildes, wie lange die Platte der Lichtwirkung ausgesetzt wird. Bei geringerer Belichtung werden im Bilde gewisse Einzelheiten fehlen, umgekehrt bei verlängerter Belichtungszeit mehr Details erscheinen. Beides kann unter Umständen erwünscht sein und in der Absicht des Photographen liegen.

Der Entwicklungsprozeß, dem die Platte nunmehr unterworfen werden muß, ist natürlich eine der wichtigsten Operationen, bei der der Amateur besonders Gelegenheit hat, sein Talent in Bezug auf Abstimmung der Kontraste auf der Platte leuchten zu lassen.

Der Fachphotograph legt den Hauptwert bei seinen Porträts auf eine richtige Beleuchtung vermittelt seiner sehr modulationsfähigen Vorrichtungen im Atelier, während der Amateur ohne solche Hilfsmittel auskommen und in dem Entwicklungsprozeß und in den noch folgenden Operationen sein Heil suchen muß. Die gleichmäßige ruhige Atelierbeleuchtung bedingt eine ziemlich gleichmäßig verlaufende Entwicklung der Platte, zumal der Durchschnittslebenskreis des Fachphotographen auch eine gewisse Gleichförmigkeit der Bilder verlangt. Von diesen Rücksichten ist der Amateur frei, aber auch von den Vorteilen des Ateliers. Er muß sich deshalb zu Hause, wenn er überhaupt porträtieren will, diejenigen Bedingungen schaffen, die für das Gelingen eines guten Porträts die maßgebenden sind.

Im Atelier arbeitet der Photograph von alters her mit dreierlei Licht von drei Richtungen, mit Oberlicht, Seitenlicht und Vorderlicht. Die Kombination dieser drei liefert ihm jene weichen, „harmonischen“, durch Retouche noch mehr „ausgeglichenen“ bekannten Porträts, die das Durchschnittspublikum so sehr ansprechen.

Das zu erreichen ist dem Amateur nicht möglich ohne großartige Vorrichtungen. Dazu möchten wir nun aber auch durchaus nicht raten, es läßt sich mit einfachen Mitteln im Zimmer zwar nicht daselbe, aber — vom unbefangenen Standpunkt aus beurteilt — ebenso Gutes und wohl noch Besseres erreichen.

Setzt man nämlich die aufzunehmende Person in die Nähe des Fensters, etwa einen halben bis einen Meter davon entfernt, und erhellt die dem Fenster abgewendete Seite des Gesichts und der Figur mit einem hellen Schirm, am besten mit einem guten Spiegel von etwa 40—50 Centimetern Größe, so hat man schon eine sehr hübsche kontrastreiche Lichtkombination, die noch dazu sehr variationsfähig ist. Es ist nun durchaus nicht gleichgültig, wo die Person am Fenster sitzt, ferner wie sie sitzt, in welcher Richtung sie den Rumpf und Kopf dreht, oder von welcher Richtung her man mit dem Spiegel die dunkle, dem Fenster abgewendete Seite ausleuchtet. Wer sich hierbei Mühe giebt, kann wirklich

gute Resultate erzielen, indem er die Beleuchtung dem Charakter der Person anpaßt.

Es gehört dazu natürlich zunächst ein vollständiges Erfassen des Objekts. Wo liegen die für den betreffenden Menschen charakteristischen Linien und Flächen; wie, mit welcher Beleuchtung bringt man das als charakteristisch und notwendig Erkante auch heraus? Hierin liegt die eigentliche Schwierigkeit, die ja auch gar nicht direkt auf photographisch-technischem Gebiet, sondern im künstlerischen Gefühl liegt, das freilich nicht jedem gegeben ist.

Dennoch möchte die Behauptung nicht ungerechtfertigt erscheinen, daß recht viele dieses Gefühl für das Schöne besitzen, ohne jedoch bisher Gelegenheit zu seiner Bethätigung gefunden zu haben. Dazu ist die Beschäftigung mit dem Porträt ein vorzügliches Erziehungsmittel.

Die Wahl des Hintergrundes ist oft schwierig, hier offenbart sich lediglich der persönliche Geschmack. In den meisten Fällen ist es vorteilhaft, wenn der Kopf sich von einem dunkeln Hintergrund abhebt, besonders bei Profilaufnahmen.

Die allgemeine Annahme geht dahin, daß die Landschaftsaufnahme wesentlich leichter sei als das Porträt und das Figurenbild. Wenn man unter Landschaft eine bloße Naturansicht versteht, hat dieser Satz seine Richtigkeit. Er wird auch im großen und ganzen durch die Thatsache bestätigt, daß nur wenige Amateure sich mit dem Porträt befassen; die überwiegende Mehrzahl wendet sich der Landschaft beziehungsweise Naturansicht oder dem persönlichen Zwecken dienenden Erinnerungsbilde zu, das keinen Anspruch auf Bildwirkung erhebt.

Nur wenige Ausgewählte vermögen ihren Landschaften die empfundene Stimmung zu geben; diese machen nicht viele Bilder, sondern verwenden ihre ganze Kraft auf einen Gegenstand, bis sie ihn nach ihren Absichten herausgearbeitet haben.

Die Landschaft bereitet dem Amateur gewöhnlich mehr Vergnügen als das schwierige Porträt, ob aber ihm selber oder andern seine Bilder wirklichen Genuß bereiten können, wenn er kritisch drauflosknipst, ist eine andre Frage. Hier sollte der Amateur viel Selbstzucht üben und nicht eher eine Aufnahme machen, als bis er sich vergewissert hat, daß das im Rahmen der Einstellleibe erscheinende Bild auch wirklich wert ist, ein „Bild“ genannt zu werden. Manchmal verhilft dazu schon eine kleine Veränderung des Standpunktes, eine bessere Wahl eines andern Objekts, oft auch eine höhere oder tiefere Aufstellung der Camera. Zeigen die Hauptlinien des Bildes eine dem Auge angenehme Wirkung, dann gilt es vor allen Dingen, dem Vordergrund seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es ist ganz auffallend, wie einige Kleinigkeiten im Vordergrund ein Bild bedeutend zu seinen Gunsten oder Ungunsten beeinflussen können.

Eine Hauptrolle fällt bei Landschaftsaufnahmen dem Stande der Sonne zu. Gewöhnlich gilt als Regel, die Sonne bei der Aufnahme hinter sich zu haben. Kontrastreicher werden die Bilder schon, wenn die Sonne von rechts oder links her die Landschaft beleuchtet; die Schatten heben sich alsdann kräftiger von den Lichtpartien ab. Lange Zeit vermieden die Amateure gellentlich alle Aufnahmen gegen die Sonne oder gegen das Licht der etwas verdeckten Sonne, während die Bilder vieler Ausstellungen doch inzwischen klar bewiesen haben, daß sich damit prächtige Effekte und besonders schöne Wolken erzielen lassen. Die Luftperspektive wird eine viel wirkungsvollere, dagegen fehlt sie gänzlich bei Aufnahmen mit voller hochstehender Mittagssonne in freier Landschaft.

Ueberhaupt die Perspektive! Das ist ein von Amateuren sehr vernachlässigtes Gebiet. Mit einem einzigen Objektiv ist nur in wenigen Fällen ein perspektivisch befriedigendes Bild zu erhalten. Allerdings kommt es den meisten gar nicht so zum Bewußtsein. Gewöhnlich möchte der junge Amateur möglichst „viel auf der Platte“ haben. Diesem Bestreben kommen die Fabrikanten nach, indem sie ihre Cameras mit für das Plattenformat zu weitwinkligen Objektiven ausstatten. Wer also den einfachsten Grundsätzen der Perspektive nicht ins Gesicht schlagen will, ist genötigt, eine Camera mit einem Objektivsatz zu benutzen, der eine Anzahl von Linsen verschiedener Brennweite enthält. Das vermehrt zwar das Traggewicht, aber darauf sollte es dem Amateur nicht ausschließlich ankommen.

Die Landschaft durch Staffage zu beleben, ist eine alte malerische Forderung, nur passen dazu nicht die modern gekleideten und behuteten Damen und Herren, sondern der einfache Bauersmann und seine Attribute, die ländlichen Nutztiere, ein Heutwagen und ähnliches. Schwierigkeiten bereitet nur das richtige Verhältnis von Staffage und Landschaft und der richtige Platz der Figuren im Raum. Hier muß wieder das künstlerische Gefühl das allein maßgebende sein. Sehr häufig gelingt es, durch einen knappen Ausschnitt aus einer solchen Staffage ein reizendes ländliches

Genrebild bei nachheriger entsprechender Vergrößerung zu erzielen.

Das Schmerzenskind aller Anfänger ist die Entwicklung der Platte. Die schönsten Absichten und Hoffnungen wurden dabei schon zu Grabe getragen. Mancher lernt's nie. Es kann hier nicht der Ort sein, Spezialvorschriften zu geben, die besser in den vorhandenen vorzüglichen kleinen Lehrbüchern von David, Vogel und andern studiert werden können. Hier mögen nur einige ganz allgemeine Ursachen Erwähnung finden, die es verschulden, wenn es manchem nicht gelingen will, unter allen Umständen brauchbare Platten zu bekommen. Die Begriffe über eine gute Platte sind nun besonders beim Anfänger stark getrübt; man versteht darunter eine Platte mit guter Deckung, klaren Lichtern, tiefen Schatten, ausgeprägten Details. Die Momente, die bei der Aufnahme und Entwicklung das Resultat beeinflussen, sind die Lichtempfindlichkeit der Platte, die Belichtungszeit, die jeweilige Stärke des Tageslichts während der Aufnahme, die Abblendung des Objekts, die Lichtstärke des letzteren, schließlich die Art und Zusammensetzung des Entwicklers, und endlich die Temperatur, bei der die Entwicklung vor sich geht.

Bei so verschiedenartigen Beeinflussungen ist es einleuchtend, daß man nie zu einem Ziel gelangen kann, wenn man bei jeder Aufnahme diese Bedingungen wechselt, ohne bei der Entwicklung darauf Rücksicht zu nehmen. Deshalb mache sich der Anfänger zur strengen Pflicht, alle Aufnahmen unter möglichst gleichen Bedingungen im Anfang zu machen, damit er ein Urteil über den Einfluß jeder Abänderung gewinnt. Wir werden also zunächst mit dem gleichen Objektiv bei jedesmal gleichbleibender Abblendung arbeiten, mit gleichen Platten aus derselben Bezugsquelle bei möglichst derselben Tageslichtstärke und mit gleicher Belichtungszeit unsere Aufnahmen machen, wo möglich gleich hintereinander mehrere Aufnahmen mit verschiedenen Belichtungszeiten von etwa einer halben, einer oder zwei Sekunden. Legen wir unsere Platten nun bei gleicher Temperatur in denselben Entwickler, so werden wir uns leicht ein Urteil bilden über die Belichtungszeit, die eigentlich nötig gewesen wäre zur Erzielung einer klaren Platte. Die Platten zeigen das gleich beim Entwickeln an. Die unterbelichtete Platte braucht lange Zeit, ehe die erste Schwärzung, die der Photograph „das Licht“ nennt, erscheint, und wird sich erst nach langer Zeit, dabei unvollständig, detaillos, ausentwickeln lassen. Bei der überbelichteten Platte dagegen erscheinen die „Lichter“ sehr rasch, und bald darauf belegt sich die Platte mit einem dichten Schleier, der alle vorhandenen Details erdrückt und die Platte „flau“ erscheinen läßt. Da nun Ueberbelichtung durch geeignete Entwicklung leichter zu reparieren ist wie Unterbelichtung, an der immer Hopfen und Malz verloren, so möge der Anfänger lieber etwas reichlich belichten und seinen Entwickler durch geeigneten Zusatz von Bromkali u. s. w. richtig „abstimmen“.

Hat nun der angehende Photograph seine erste Platte glücklich aus der Tasse gehoben, so kann er kaum das Trocknen erwarten, um sein erstes Bild, den Positivdruck, zu erleben. Da wird denn das übliche blanke Celloidinpapier genommen, gedruckt, und rasch im Tonbade fixiert und getont. So gefällig diese in allen photographischen Schaufenstern aushängenden Celloidinbilder mit dem blaueschwarzen Ton dem Durchschnittspublikum aus langer Gewohnheit sein mögen, so sehr werden sie von allen vorwärtstrebenden Amateuren verworfen, die dieses Papier nur noch zu Probedrucken benutzen. Künstlerisch vollkommene Bilder werden von ihnen meist auf Bromsilber, Platin oder Kohlepapier gedruckt, die eine matte Oberfläche besitzen und in Bezug auf Modulation der Töne und in andern Beziehungen viel variationsfähiger sind.

Der Geschmack des Urhebers zeigt sich an diesen Dingen im fertigen Bilde, ebenso aber auch an einer richtigen Bildabgrenzung. Läßt sich das Bild, wie das meistens der Fall sein wird, bei der Aufnahme nicht bildmäßig abgrenzen, was schon wegen des einheitlichen Plattenformats nicht möglich ist, so muß eben am fertigen Bilde dem guten Geschmack freier Lauf gelassen werden. Hier tritt die Schere in ihre Rechte ein; sie muß erbarmungslos „von dem schönen Papier“ so viel herunterschneiden, als nicht zum Bilde gehört, so leid es auch vielen sein mag. Auf photographischen Ausstellungen kann man duzendweise solche Bilder sehen, die entweder zwei oder mehrere Motive auf einem Bilde vereinigt haben, oder das eigentliche Motiv ganz in einem Vielerlei von Details versteckt enthalten. Ein kleiner Ausschnitt dieser Bilder, entsprechend vergrößert, würde ein wirkliches, sehenswertes Bild vorgestellt haben.

Unter unsern bedeutenden Amateuren haben sich einige zu ganz hervorragenden Künstlerphotographen herangebildet, deren Bilder sich heute schon auf Kunstausstellungen neben den Werken von Malern sehen lassen können, und auch von einem Richterkollegium, in dem diese vertreten sind, beurteilt werden. Diese Werke beweisen, daß es sehr wohl mit Hilfe der

Photographie möglich ist, künstlerischen Gedanken im Bilde Ausdruck zu verleihen.

Wenn auch nicht jeder ein so hohes Ziel erreichen kann, so sollte er doch danach streben, mindestens das zu thun, was in seinen Kräften steht.

Es ist schon aus manchem bloßen „Knipser“, der zur Einsicht kam, ein tüchtiger Amateur geworden, der sich und seiner Umgebung mit seinen Bildern viel Freude bereitet hat. Ernstlich strebenden Liebhabern unserer Kunst den Weg dazu zu weisen, war der Zweck vorstehender Zeilen.

Wie Karlchen mit auf die Reise kam.

Ein Stimmungsbild

von

Johanna Walke von Enkevort.

Frau Emmy von Gelbern mußte ins Bad reisen. Seit der Geburt eines toten Töchterchens fühlte sich die junge Mutter elend. Ihr Mann, der Arzt und die Eltern erhofften für ihre zarte Gesundheit Erholung aus den fernen Heilquellen. Noch einen Tag — dann ging die Reise nach Karlsbad vor sich.

Karlchen war das gar nicht genehm, dem kleinen vierjährigen Buben mit blauen Augen und blondem Vorkopf, der so recht eigentlich „Mutter's Schlippjunge“ war.

Was sollte er auch anfangen, wenn er mit dem Papa und der alten Nixe allein zurückbliebe? Wer würde ihm Essen besorgen — Kleider zurechtlegen — mit ihm spazieren gehen — hübsche Märchen erzählen — und Pferd spielen? Wer würde auf ihn aufpassen, wenn Onkel Alberts Hugo ihn immer neckte? Wer sollte ihm Drachen machen und abends mit ihm beten?

„Nein, lieb Mütterchen! Du darfst nicht verreisen, sonst sterbe ich und bin dir gar nicht mehr gut.“

„Ich bleibe nicht lange fort, Karlchen, komme bald wieder und bringe dir auch etwas Schönes mit.“

Das schien den kleinen Mann einstweilen zu trösten; diese Aussicht war auch nicht zu verwerfen.

So nahte der letzte Abend. Der Reisekoffer stand gepackt. Man war einsilbig still geworden, als brüde jeden eine Last; davon sich niemand Rechenschaft zu geben vermochte. Darum begab man sich zeitig zur Ruhe. Karlchen schlief im Schlafzimmer bei den Eltern, im blauen Himmelbettchen mit weißgestickten Gardinen, das an der gegenüberliegenden Wand sein Plätzchen gefunden. Die Mutter entkleidete ihren Liebling selber, zog ihm das lange Nachthemden über, deckte ihn sorgsam zu und ließ ihn die Hände zum Gebet falten: Der liebe Gott wolle sein Mütterchen gesund heimkehren lassen, und für ihn selber als Trost und Schutz die lieben Englein senden. Karlchen mußte auch versprechen, daß er während der Abwesenheit der lieben Mutter recht artig und dem Vater gehorsam sein wolle. Nach eignein Ermessen fügte er dann noch dem Schluß seines sonstigen Abendgebetes hinzu, mit wunderlichster Variation:

„Will Vater mich verschlingen, so laß die Englein singen: Dies Kind soll unverletzt sein.“

„Aber Karlchen! Wie kommst du nur auf solche Idee? Was befehlst du für Unsinn?“ fragte die erschrockene Mutter. „Das heißt doch: will Satan uns verschlingen!“

„Laß nur, Mütterchen! Ich weiß nicht, wer der Satan ist, und den Vater kenne ich wenigstens — dann mag der mich lieber noch verschlingen!“

Lachend, aber nicht ohne sich besondere Gedanken zu machen, erhob sich die Mutter, schenkte ihrem Sohn den Gutenachtkuß und suchte ihr Lager auf.

Karlchen aber konnte heute gar nicht einschlafen, erzählte sich halblaut die sonderbarsten Geschichten und war sehr aufgeregt. Der Vater schalt, nannte ihn einen Störenfried, den er samt seinem Bettchen an die Luft setzen würde, wenn er nicht gleich mit Plappern aufhöre.

Da flehte Karlchen die Mutter an:

„Nimm mich noch ein einziges Mal in dein Bett.“

Die Mutter konnte der Bitte nicht widerstehen, und der kleine Mann kroch bei ihr ein, legte die Arme um ihren Hals, drückte sie herzlich und bat:

„Mütterchen, mach mal die Augen zu und den Mund auf.“

Sie that es. Karlchen — spuckte hinein.

„Pfui! was fällt dir denn ein!“ rief zürnend die Mutter.

„Damit du mir treu bleibst, wenn du verreist!“ gab wichtig Karlchen als Antwort. „Papa erzählte einmal, daß man das so mit Jagdhunden mache; dann bleiben sie immer treu.“

„Ist das ein albernere Knirps!“ mischte sich der Vater ein.

Doch die Mutter konnte nicht schelten, fand ihren Liebling vielmehr von reicher Kombinationsgabe.

„Nun geh aber schlafen, Karlchen, es ist schon spät. Ich verspreche auch, daß ich dir treu bleiben will.“

Der Kleine trippelte in sein Bettchen zurück. „Mütterchen, was willst du mir denn mitbringen, wenn du wiederkommst?“

„Ein Stedenpferd.“

„Und was noch?“

„Einen neuen Drachen, wenn du gleich einschliffst.“

„Aber nicht aus Zeitungspapier.“ Nach einer Pause: „Eine Kanone möchte ich auch wohl noch haben.“

„Schön!“ sagte die müde Mutter.

„Aber Mütterchen... der Drache muß von dickem buntem Papier sein. Und der Schwanz länger, als du ihn immer machst.“

„Ja wohl.“

„Mütterchen... und zu der Kanone muß ich auch Soldaten haben — eine ganze Schachtel voll.“

„Ja!“ war die geduldige Antwort.

„Aber Mütterchen — der Hugo darf nicht den neuen Drachen steigen lassen; der ist so wild und zerreißt ihn mir gleich, nicht wahr?“

„Nein, nein! Schlaf nur.“

Stille trat ein; aber nur für Augenblicke.

„Mütterchen... wenn du Plaz hast im Koffer, möchte ich wohl... zwei Schachteln Soldaten haben.“

„Dummer Junge!“ ließ sich einmal wieder ärgerlich des Vaters Stimme vernehmen. „Willst du mal gleich einschlafen, oder soll ich mit der Rute kommen?“

„Schlaf du nur.“ brummte Karlchen, „mit dir rede ich erst gar nicht.“

„Die Mutter will auch nichts mehr von dir wissen“, erklärte der Vater, „die schläft schon lange.“

„Mütterchen, sag mal dem Papa, ob du schläfst?“ Keine Antwort.

„Lieb Mütterchen... bitte, bitte!“

„Na, was willst du denn?“ ließ sich die Mutter erweichen.

„Drei Schachteln Soldaten haben!“

Dem Vater wurde es zu viel, er sprang aus dem Bett und applizierte seinem einzigen Sproßling drei Backpfeifen.

„So!... da hast du deine drei Schachteln Soldaten; dafür, daß du deine arme Mutter so quälst.“

Der Knabe zog sich sein Deckbettchen über den Kopf und weinte bitterlich. Dann lauschte er auf den Vater; und als dieser zu schnarchen anfangte, steckte er wieder sein Vorköpfchen heraus und rief leise:

„Mütterchen... komm noch einmal her und deck mich zu.“

Geräuschlos erhob sich die Mutter, trat zu ihm, lehrte sein Bettchen und machte es zurecht. Dann legte sie die Hand auf sein Köpfchen — es war sehr heiß.

Das Kind blinnte sie dankbar an mit fiebergelänzenden Augen.

„Wie du dich nur aufregst, Liebling! Jetzt mußt du ernstlich schlafen, sonst bin ich dir böse.“

Da schlangen sich zwei Arme um ihren Nacken: „Mütterchen?... Der Vater sagt, ich hätte dich gequält! O, das wollte ich nicht!“

„Tröste dich nur, Karlchen, und schlaf!“

Er aber ließ nicht los und hielt sie krampfhaft fest.

„Mütterchen... ich habe dich sehr lieb, so lieb... so lieb... wie... wie der Kaiser die Kaiserin! nein... viel lieber noch!... so wie... wie das Jesuskind seine Mutter.“

„Dann mußt du aber auch wie dieses gehorsam sein und einschlafen, Karlchen.“

Sie küßte inbrünstig ihren Sohn, strich ihm noch einmal mit liebevoller Hand die blonden Locken aus der heißen Stirn, legte sich dann gedankenschwer nieder, ohne selber erlösenden Schlaf zu finden. Das schien der unruhige Knabe zu bemerken.

„Mütterchen... du schläfst ja noch nicht! Dann will ich dir was sagen.“

„Aber ganz, ganz leise, Karlchen, sonst werden wir den Papa auf.“

Und des Kindes Stimme flüsterte:

„Mütterchen... ich habe mir alles überlegt: ich möchte lieber gar nichts mitgebracht haben, und daß du lieber hier bleibst...“

„Morgen früh, Liebling, wollen wir das weiter überlegen.“

„Das ist schön! Nun will ich auch bis dahin stille sein.“

Karlchen schien auch wirklich eingeschlafen, und die müden Augen der Mutter schlossen sich. — Doch o weh! Schon nach wenigen Minuten flüsterte noch einmal störend die kleine Kinderstimme:

„Mütterchen... schläfst du nun wirklich?“

„Ja!“

„Das ist schön! Ich wollte dir nur noch einmal gute Nacht sagen — und daß ich dir nun nichts mehr sagen will.“

„Gute Nacht, mein Herzensjunge!“

Und nun schlief er wirklich ein; träumte aber nicht von Drachen, Kanonen und Soldaten, sondern daß er sterben müsse, wenn sein Mütterchen von ihm ginge.

Und sein Mütterchen?

Noch in derselben Nacht bat die junge Frau ihren Gatten in einschmeichelndster Weise:

„Lieber Bernhard, ich kann nicht ohne Karlchen reisen. Laß mir den Jungen; sonst werde ich nicht gesund heimkehren, und ich möchte es doch so gern...“ Und sie erhielt sein Versprechen.

So ereignete sich's, daß Karlchen mit auf die Reise kam.

Als der Junge am andern Morgen erwachte, die Sonne so freundlich ins Zimmer schien und auf den blanken Messingknöpfen seines Bettchens tanzte, strahlte auch sein Gesichtchen wieder; erwartungsvoll fragte er:

„Mütterchen, was hast du dir denn in der Nacht Schönes überlegt?“

Frau von Gelbern preßte zärtlich ihr Kind an das Herz und sagte:

„Daß du keine Soldaten bekommst; lieber dein Mütterchen auf der Reise begleiten sollst.“

Mit großen, verständnisvollen Augen blickte sie der Knabe an:

„Wenn du dir das in der Nacht ausgedacht hast, haben dir gewiß die Engelchen dabei geholfen.“ —

In den eleganten Koffer wurde nun eiligst noch Karlchens Reisekost eingepackt. — Bewegt nahm die junge Frau Abschied von ihrem Mann und drückte ihm dankbar die Hände.

„Ich komme gesund wieder — und du sollst deine Freude an uns haben.“ Er nickte stumm.

Nun ging es fort. — Als sich der Schnellzug in Bewegung setzte, der Frau von Gelbern, Karlchen und seine alte Kinderfrau entführte, sagte der Knabe:

„Nixe! Freust du dich nicht, daß du mitkommst nach Karlsbad?“

Die Alte lachte. „Natürlich, Junkerchen!“

„Aber... bilde dir man ja nicht ein, daß du nun noch etwas mitgebracht kriegst!“

Er stellte sich sinnend vor das Coupéfenster, schaute in die weite Welt, dann wieder auf die Kinderfrau:

„Uebrigens, Nixe, um uns brauchst du dich nicht weiter zu bekümmern;“ und indem er sich wandte, zu seiner Mutter setzte, sein Vorköpfchen an ihre Brust schmiegte: „Nixe, hast du gehört? Damit du es weißt: Für die Mutter Sorge ich!“

Zu Hause aber grollte der Papa ob der ihm abgeschmeichelten Nachgiebigkeit; denn ohne Karlchen war es unheimlich still geworden. Auch habe der kleine Bengel nun doch seinen Willen durchgesetzt...

Ob berechnet oder unberechnet? Das wurde ihm nicht recht klar, so eingehend er sich auch in psychologische Studien vertiefte. —

Grüble nicht, einsamer Mann! Du kommst doch nicht dahinter; so etwas bleibt den Vätern verborgen — wird nur den Müttern offenbar!

Stolz schwoll aber doch das fromme Vaterherz:

„Ja, ja! Der Junge weiß wenigstens, was er will! Man merkt es deutlich: der artet nach mir!“

Warum?

Das Purpurne der Abendsonne
Strahlt in das Fenster mild herein,
Das uns so manchmal lieb umspinnen
In traulichem Beisammensein.

Wir saßen uns dann gegenüber
Und tauschten Freund' und Feinde aus;
War leis die Nacht hereingebrochen,
Dann sagtest du: „Ich muß nach Haus!“

Und wenn wir beide Abschied nahmen,
Da sprach dein Mund: „Auf Wiedersehn!“
Ich sah dich dann vom offenen Fenster,
Noch einmal grüßend, heimwärts gehn.

Und so verstreicht ein Tag dem andern,
Ich sinne hin und sinne her:
Ob du mich heute wohl vergessen?...
Gewiß, gewiß... du kommst nicht mehr!

Das Purpurne ist längst zertrüben,
Es dunkelt rings, die Nacht bleibt stumm;
Den Vorhang zieh' ich vor das Fenster...
Warum nur kommst du nicht — warum?

Marga Simon.

Slawische Stämme und Völker auf deutschem Boden.

Ein Beitrag zur Volkskunde.

Mit sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

Die Vielartigkeit der deutschen Volksstämme läßt überall im Deutschen Reich die größte Mannigfaltigkeit in Sitten, Bräuchen und Gewohnheiten, in den Trachten und Mundarten, in Anlage und Ausstattung der Wohnungen wie noch in vielen andern Dingen zu Tage treten. Diese

bis auf den heutigen Tag erhalten gebliebenen Verschiedenheiten werden nun noch dadurch vermehrt, daß innerhalb der deutschen Grenzen sich eine Anzahl fremder Volksteile und Völkersplitter befindet, die dem Reich im Lauf der Geschichte eingegliedert worden sind. Ein Teil von ihnen ist bereits im Deutschum aufgegangen, andre aber halten ihre Eigenart mit allen Kräften fest.

Gegenwärtig verteilt sich der Anteil der Nationalitäten an der Bevölkerung des Deutschen Reiches etwa folgendermaßen: Deutsche 45,7 Millionen, Polen 3 Mill., Franzosen 0,25 Mill., Dänen 0,14 Mill., Wenden 0,12 Mill., Litauer 0,12 Mill., Tschechen 0,08 Mill., Wallonen 0,01 Mill. Die weitaus größte Anzahl unter diesen fremden Elementen haben somit die Slaven aufzuweisen, und unter ihnen wiederum die Polen, von deren Sitten und Verbreitung auf deutschem Boden anlässlich der Polendeckungen im Deutschen Reichstag und im preussischen Abgeordnetenhaus erst neuerdings so vielfach die Rede war. Gerade zur rechten Zeit ist nun ein Werk erschienen, das nicht nur die Polen, sondern alle in Deutschland wohnenden slavischen Völker und Stämme, die eine eigne Literatur entwickelt haben, einzeln und eingehend schildert. Wir meinen das treffliche Buch von Dr. Franz Lehner: „Die Slaven in Deutschland“ (Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig, Preis geh. M. 15.—), auf das wir die Aufmerksamkeit unserer Leser hinlenken möchten, da ein solches Werk uns bisher noch gänzlich fehlte. Der Verfasser hat nicht nur die vorhandene Literatur gewissenhaft durchforscht, sondern selbst zahlreiche Reisen unternommen, um von jedem Stamme und seinen Kultur- und Lebensverhältnissen ein getreues und anschauliches Bild entwerfen zu können. Diese Anschaulichkeit, die wir seiner Schilderung nachrühmen können, wird noch erhöht durch zahlreiche hübsche und interessante Abbildungen, von denen wir durch das freundliche Entgegenkommen der Verlagsbuchhandlung unsern Lesern einige Proben vorzuführen in der Lage sind, durch Karten, Sprachproben im Original und in Uebersetzung, Melodien und Tabellen. Die slavischen Stämme und Völker auf deutschem Boden



Wendisches Wohngebäude in Ralbitz (Oberlausitz).

gliedern sich in eine baltische und eine westslavische Gruppe. Die erstere zerfällt in die Altpreußen, die aber seit 1700 bereits völlig germanisiert sind, in die Litauer und die Letten, während die große westslavische Gruppe die Masuren mit den settlerischen Philipponen, die schlesischen Tschechen, die oberschlesischen Mährer, die Sorben, die um 1800 germanisierten Polaben, die Slovinnen in Kluden und Garde bei Stolp, die Kaschuben in Westpreußen und endlich die eigentlichen Polen im südlichen Westpreußen, in Posen und im östlichen Schlesien umfaßt, von denen aber die sogenannten Sachseingänger auch über ganz Deutschland zerstreut sind.

Den Sorben wird gewöhnlich der Name Wenden beigelegt, mit dem man ursprünglich alles slavische Volk an der deutschen Sprachgrenze zu bezeichnen pflegte. Um Irrtümer und Mißverständnisse zu vermeiden, empfiehlt Dr. Lehner, jenen Namen als Volksnamen überhaupt lieber fallen zu lassen. Das sehr zusammengeschrumpfte Sorbengebiet in der Niederlausitz hat heute folgende Grenzen: Burg im Spreewald, Briesen, Dissen, Fehrow, Drachhausen, Tauer, Peitz, Riesa, Kahren, Komptendorf, Hornow, Kottbus, Papitz, Krieschow, Werben, Vetschau und Burg. Durch einen Ball deutscher Kirchspiele ist das oberlausitzer Sorbentum davon getrennt; sein Gebiet liegt zwischen Muskau, Löbau, Baulen, Schmolln und Ohlig. Besonders eingehend behandelt der Verfasser jedesmal Siedelung und Hausbau, und sehr interessant ist das Vergleichen der verschiedenen Typen von Gehöften mit den deutschen Hauptformen, was durch zahlreiche Ansichten und Grundrisszeichnungen erleichtert wird.

Wenn man durch das Thor den gewöhnlich recht freundlichen Hofplatz eines wendischen Gehöftes betritt, so unterscheidet man auf den ersten Blick drei Hauptgebäude; zu beiden Seiten liegen Wohnhaus und Stall, vor uns die Scheune. An Stelle der ältesten Holzbauten und der späteren Fachwerkbauten tritt jetzt mehr und mehr der Ziegelbau; ebenso verdrängt die steinerne Bedachung das meist auf allen Seiten vortragende Schindeldach aus Holz, Stroh oder Schilf. Den seitlichen Firstabschluß bildet gewöhnlich ein Giebelbrett mit Schindelszier. In Sachsen liebt man letztere in Form eines Sterns, Lindenblatts oder Reichsapfels; im Spreewald bevorzugt man gekrönte Pferde-, Schlangen- oder Hundelöcher und Querkreuze (bei den Katholiken einfache Kreuze). Bei wohlhabenden Bauern bildet eine Laube mit Sitzbänken den Eingang; über der Thür stehen fromme Sprüche, wie z. B.:

Ich habe nicht aus Lust gebaut,
Die Not hat mich gezwungen.
Auf meinen Gott hab' ich vertraut,
Mir ist mein Werk gelungen.
Das Feuer riß mich nieder,
Mit Gott erbaut' ich's wieder."

Auf der Schwelle ist vielfach ein Hufeisen festgenagelt, das nach altem Glauben glückbringend ist. Ungemein verschiedenartig sind die Trachten, eigenartig die Hochzeitsbräuche. Im Spreewald, einem von der Spree in zahllosen Armen und Kanälen durchschnittenen Bruch in der Niederlausitz, fährt das Brautpaar im Kahn zur Kirche. Braut und Bräutigam haben dabei in der Hand das Gesangbuch, ein weißes Tuch und einen Rosmarinstrauch, Myrte oder dergleichen. Die Männer tragen einen kurzen Cylinderhut und im Knopfloch Feststräuße aus Glittern und künstlichen Blumen. Am originellsten ist die weibliche Kopfbedeckung, an deren Faltung Kenner nicht nur das Dorf oder Kirchspiel, sondern auch die Lage erkennen wollen, in der sich die Trägerin befindet, ob Trauer, Patenschaft, Kirchgang u. s. w. Manche Burger Bräute sollen nicht weniger als 243 Nadeln zur Befestigung des zusammengefügten Brautschmucks nötig haben; der breite „Supatz“ hat sich besonders in der Burger Gegend er-

halten, außerdem trägt die Braut noch grünen Kautenschmuck, die Brautjungfer bunten.

Die Spinnstuben, in denen sich die Mädchen zum gemeinsamen Spinnen versammeln, worauf sich später auch die Burschen zu Besuch einstellen, verschwinden mehr und mehr, wie so viele alte Bräuche. In der Niederlausitz beginnen diese Vereinigungen, die gewöhnlich je zehn bis fünfzehn Mitglieder unter einer Vorsteherin umfassen, am 11. Oktober oder zu Martini und endigen mit dem Osterfesten. Nach beendeter Arbeit singt man allabendlich und treibt Spiele. Früher wurde in den Spinnstuben, besonders bei den Festen, weit mehr Mummenschanz getrieben als heute. Nach Schmäler verbrannte man den Mädchen, die vor Weihnachten den Flachs nicht aufgesponnen hatten, den Flachs und zerbrach den Oberrocken. Der Witzigste mußte außerdem zu Michermittwoch einen Rocken mit der Ofengabel durchstechen. Wer das erste Mal eine

Spinnstube betrat, wurde angebunden. In jedem Falle konnte man der Strafe durch ein Lösegeld für die Spinnstube entgehen. Wie die Jugend mit dem bänderten Fastnachtspiel, so ziehen noch heute an manchen Orten die Spinnstubengesellschaften, mit Musik an der Spitze, vermunnt durch das Dorf und musizieren mit Blechstürzen, Gießkannen, Ruchenblechen, singen und juchheien. Dann sammeln sie in jedem Hause Geld und Schwaren ein; so war es beispielsweise noch vor dreißig



Tracht aus der Krakauer Gegend, getragen bei einem Posener Fest.



Mädchentracht bei Kralau.

Jahren in Hornow und Werben. Die Burschen suchten auch wohl Pfähle und Latten zum Feuer und zur Bereitung des Festmahles. Die Fastnacht aber ist noch heute der Höhepunkt der „Spinte“.

Die Polaben oder Elblaven sind, wie oben erwähnt, seit etwa hundert Jahren völlig deutsch geworden; ehemals im Süden mit der sorbischen, im Osten mit der obotritisch-slovinschen Bevölkerung benachbart, hatten sie ihre letzten Sitze an der Zeezel in den Kreisen Lüchow und Dannenberg im sogenannten hannoverschen Wendlande. Die heutigen Polaben sind durchweg wohlhabende Bauern, und daher kommt es, daß sowohl Kleidung als Geräte

bei ihnen immer moderner geworden sind, so daß sie sich gegenwärtig fast nirgendwo von dem in andern deutschen Dörfern üblichen unterscheiden. Reichhaltige Sammlungen von beiden findet man in den Museen zu Lüneburg und Lüneburg; auch der Lehrer Mente-Nebenstorf besitzt eine solche, in der sich auch der auf unsrer Abbildung wieder-gegebene Kleidungs Markt- und Tanzanzug bis 1880 befindet. Die polabischen Trachten, namentlich die weiblichen, müssen in älteren Zeiten ungemein häufig der Veränderung unterworfen gewesen sein, wie auch aus den Aufzeichnungen in der Chronik des alten wendischen Bauern Parum Schulze ersichtlich ist. Es heißt darin z. B. über die Wandlungen der dörflichen Mode: „Zu der Zeit (um 1640) haben die



Markt- und Tanzanzug bis 1880 aus der Gegend von Lüneburg.

Weiber pelze getragen wöchentlich zu 2 Thlr., Sonntages zu 4 Thlr., Festtages zu 7 Thlr., haben auch Schöne von Messing mit gelenkten und letten Kliederbügel (Kleidergürtel) getragen, sie haben auch am halbe Messings Pfennige getragen, in Eisen rinken gefasste schöne Bilder daren gegraben, sie sind so groß gewesen als ein Bock Eszen Laub Blat. Eine jede Frau hat wohl 6 oder 7 am halbe getragen auff Messing Ketten und wan sie gegangen oder gebücket, hat es geklunkert. — Zu 1700

wahren die Weiber Bänder Eben so lang als der Rock, doch nicht mit allen, sondern die sich was erfürthun wollten vor andern, die andern hatten nuhr einer Ellen lang.

In seiner anziehenden Schilderung der polnischen Sitten und Gebräuche hebt der Verfasser hervor, daß sich das alte Volkstum mit seinen bunten Trachten, seinen Tänzen und Gesängen, seinen Musikanten und alten Musikinstrumenten, seinen Marktgängern und Juden, seinen Spinnabenden und improvisierten Liedchen am malerischsten auf den Abhängen der Karpathen erhalten habe. Wenn die Polen in Posen ein Nationalfest feiern, so legen sie die farbigen Trachten der Krakauer Gegend an, deren schmucke Art aus unsern beiden Illustrationen ersichtlich ist. In Deutschland ist national-polnische Kleidung, von der Solotracht abgesehen, nur noch in Rußland zu Hause.

Illust. Welt. 1902. 24.



Kahnfahrt zur Trauung in Burg (Spreewald). In der Mitte das Brautpaar.

Sehr hübsch ist das die polnischen Lieder und Sprichwörter behandelnde Kapitel. „Die polnischen Lieder schlagen einen kräftigeren Ton an als die litauischen und als die sorbischen, und dennoch besitzt gerade eine Reihe polnischer Volkslieder einen so tief wehmütigen, sentimentalischen Hauch, wie er nur bei großen Dichtern zum Ausdruck kommt. Im Mittelpunkt steht die Liebe, und alle Töne, die das Liebesglück, der Verzicht, die Sehnsucht, die Eifersucht, die Hoffnung, das Getrenntsein, das Liebesweh kennen, kehren in den polnischen Liedern wieder.“ Einige Proben von der in den mitgeteilten Sprichwörtern niedergelegten Volksweisheit mögen den Schluß machen: Bunt ist der Specht, aber des Menschen Leben ist auch bunt genug. — Das Brot läuft dem Bauch nicht nach. — Gast und Fisch stinken nach drei Tagen. — Wo der Teufel nicht ausreicht, schickt er ein altes Weib hin. — Vom Becher bis zur Lippe ist eine weite Strecke. — Was eine Frau einmal will, das setzt sie durch. — Ein räudiges Schaf stecht die ganze Herde an. — Ein blöder Hund wird selten fett. — Je weiter in den Wald, desto mehr Bäume. — Gute Rede sei stets mit Salz gewürzt. — Salz und Brot und ein freundlich Gesicht stehen für das beste Gericht. — Von Posen nach Krakau und Warschau über Lublin (auf Umwegen). — Ein Keil treibt den andern. — Der Wurm beißt auch einmal einen sauren Apfel an.

Dr. Lehner hat uns ein grundlegendes Werk über dieses neuerdings so aktuell gewordene Thema geliefert. Wo immer man sein Buch aufschlägt, überall findet man Lehrreiches und Anziehendes darin. In erster Linie bietet es eine Fülle neuen und wertvollen Materials für Ethnographen, Kulturhistoriker und Philologen, allein auch jeder, der sich für Volkskunde interessiert, wird es mit Vergnügen und mit Nutzen lesen.

G. M.

Das Auge der Dreifaltigkeit.

Erzählung aus dem italienischen Volksleben

von

Rudolf Greinz.

Wenn er in der nächsten Zeit nicht das nötige Geld aufbrachte, dann heirate sie einen andern. Das hatte ihm die Daniela schon öfters trocken ins Gesicht gesagt.

Der junge Alessandro Ermelini zog dann jedesmal verzweifelt die Achseln bis fast zu den Ohren empor, ließ einen leisen Pfiff hören und trollte sich mit ein paar halblaut gemurmelten Verwünschungen über seine elende Lage. Es war auch nichts Kleines, als junger kräftiger Mensch stets um Arbeit betteln zu müssen und doch ohne irgend ein eignes Verschulden nie eine dauernde Unterkunft finden zu können!

Ein Geschäft wäre dem Alessandro freilich am liebsten gewesen. Aber woher das Geld nehmen? Und zu allem Ueberflus noch so verliebt zu sein, wie es der junge Bursche war. Sie wollte einen andern heiraten, seine Daniela. Das Teufelsmädchen mit den brennendroten Haaren und den großen schwarzen Augen, die so versengend heiß schauen konnten.

Wenn ihm das Mädchen ein andrer wegschnappte? Das Blut stieg dem Burschen zu Kopf, sobald er an diese Möglichkeit dachte. In einem solchen Zustand wäre er zu allem fähig gewesen.

Manchen Tag ein duzendmal und mehr schlich der arme Teufel an einem kleinen Laden vorüber, den ein entfernter Verwandter von ihm hielt. Der alte Peppo lebte von seiner Salumeria ganz prächtig. Die Wurst- und Käsehandlung befand sich in einem der volkreicheren Viertel Ferraras, der Heimatstadt Alessandros. Er würde sein Geschäft gern verkaufen, hatte ihm Peppo gesagt. Allerdings forderte er fünfhundert Lire Anzahlung, eine ungeheure Summe.

Dem Alessandro schwindelte es, wenn er nur daran dachte, wie er je einen solchen Reichtum aufstreiben sollte. Er begann dann krampfhaft an den Fingern zu zählen, Lire für Lire, bis er ganz verwirrt wurde.

Seit einem Vierteljahr hatte Alessandro



Spinnstube in Papitz. Spinnstubenmutter mit Töchterchen, 13 Spinnerinnen.

vorübergehend Beschäftigung in der Macaronifabrik des Sor Tomaso gefunden. Der Lohn war karg genug. Aber wenigstens war es bares Geld, von dem sich der junge Arbeiter manchen Soldo zurücklegte. Er hatte schon einige Lire auf der städtischen Sparkasse. Das Büchlein seines Guthabens trug er bei Tag und Nacht in einer Tasche auf der Innenseite der zwei einzigen baumwollenen Hemden, die er besaß.

Wie weit war er jedoch noch immer von seinem ersten Hundertlirenschein entfernt! Selbst dieses Ziel, das seine kühnste Phantasie ihm als das nächste vorgaukelte, schien ihm noch unendlich fern. Bei Tag, mitten unter der Arbeit, schwebte ihm die rote Banknote wie ein Märchenbild vor Augen. Und nicht selten geschah es, daß er in seinen Träumen in solchen kostbaren roten Scheinen wühlte... Die Salumeria mit dem grellroten Schild und den weißen Buchstaben darauf... wenn diese erst einmal seinen Namen zeigen würden!... Fünf rote Scheine... fünf... fünf... seiner weniger. Und die rote Daniela, der kleine Satan...

Heute hatte sie ihn ganz besonders ungnädig entlassen. Bis zum Herbst wolle sie noch zuwarten. Das sei aber auch die allerlängste Frist.

Und jetzt war es Ende Juli. Wolkenloser Himmel. Die Sonne brannte heiß hernieder. Alessandro schritt eilig durch die öden Straßen der Stadt. Es war die Mittagsstunde vorüber. Er mußte sehen, daß er wieder zur Arbeit kam. In seiner Rocktasche zerkrümelte er in der geballten Faust drei kleine Zettel, drei Lire. Die Ersparnisse der letzten drei Wochen.

Er ging durch das Portal des alten Palazzo, in dessen erstem Stockwerk die städtische Sparkasse ihre Bureau hatte. Vorsichtig tastete er nach seinem Büchlein, zog es heraus, stieg die breite marmorne Treppe empor und trat in das Kassazimmer.

Vor dem Schalter plauderte ein ungewöhnlich dicker kleiner Herr mit einem der Beamten. Der Dicke war Sor Tomaso. Der Macaronifabrikant wischte sich mit einem bunten Tuch den Schweiß von dem heißen Gesicht, aus dem zwei kleine Neuglein vergnüglich in die Welt blinzelten. Er war wirklich keine anziehende Erscheinung. Ein Oberkörper, aufgeblasen gleich einem Ballon, ruhte auf verhältnismäßig sehr dünnen Beinen, denen man es gar nicht zugehört hätte, daß sie eine solche Last tragen würden.

Alessandro hielt sich in respektvoller Entfernung von seinem Arbeitgeber, blickte aber unwillkürlich über die Schultern des Fabrikanten auf das schmale Brett am Schalter. Dahin zählte nun der Kassier einen offenbar soeben von Sor Tomaso erhobenen Betrag. Lauter rote Scheine. Alessandro that unwillkürlich einen Schritt nach vorn und reckte den Hals wie ein Vogel, der Wasser trinkt.

Der Kassier zählte noch immer eine Banknote nach der andern. Ein ganzes Buch von roten Blättern, und jedes Blatt hundert Lire. Dem stummen Zuschauer spannen sich flimmernd rote Schleier vor den Augen. Der arme Teufel atmete schwer. Jetzt war der Beamte fertig. Sor Tomaso sah die dicken Pack mit drei Fingern der linken Hand und zählte mit der rechten nach, ob die Summe richtig sei. Dann schob er das Kapital in eine große, fettige Briestafel und barg sie behutsam innen im Rock.

Der Arbeiter stieß einen tiefen Seufzer aus. Es klang fast wie ein Stöhnen. Jetzt bemerkte ihn der Schalterbeamte. Gleichzeitig drehte sich auch Sor Tomaso um. Alessandro grüßte seinen Herrn unterwürfig.

Ecco, Signor Taddeo, das ist ja einer meiner Leute! Die machen Ersparnisse... und da heißt man mich noch einen Schinder! wandte er sich lachend zu dem Beamten. Dann klopfte er dem Alessandro gönnerhaft auf die Achseln. „Bravissimo!“ meinte er. „Solche sparsame junge Burschen lasse ich mir gefallen!“ In dem Gesicht des Arbeiters zuckte es einen Augenblick. Er hatte eine Erwiderung auf der Zunge, würgte sie aber gewaltig hinunter.

Sor Tomaso schüttelte dem Kassier die Hand, empfahl sich und wackelte auf seinen dünnen Beinen zur Thür hinaus. Der junge Arbeiter trat zum Schalter und ließ sich seine drei Lire gutschreiben. Darauf ging auch er.

Als er das Gebäude verließ, sah er seinen Brotherrn gerade um die Ecke der nächsten Straße biegen. Es war die höchste Zeit, daß Alessandro in die Fabrik kam. Und doch schlug er plötzlich den entgegengesetzten Weg ein.

Heute arbeiten?... Nein!... nur heute nicht!... Er wollte nicht... er konnte nicht... Heute mußte er allein sein!

Wilde, stürmische Gedanken gingen durch sein Hirn. Unwillkürlich begann er auf der Straße mit beiden Händen die Bewegung des Blätterns zu machen, wie er es von Sor Tomaso am Schalter gesehen hatte. Je länger er ging, desto mehr wankte er wie ein Betrunkener. Immer und immer wieder tanzten ihm die roten Scheine vor den Augen. Anfangs hatte er

es in dem Kassenzimmer versucht, sie zu zählen. Dann waren es zu viele Banknoten geworden, waren eine nach der andern zu schnell auf das Schalterbrett geflogen. Ein ganzes Buch, fast so dick wie sein Gebetbuch, mit dem er Sonntags zur Messe ging. Ein ganzes Buch roter Scheine... und schon ein einziger davon erschien ihm fast unerreichbar. Und mit fünf Blättern dieses Buches konnte er sich sein ganzes Lebensglück erkaufen... die schöne Daniela, seine Sehnsucht... Fünf... nur fünf aus diesem Buch, das Sor Tomaso in seiner Rocktasche trug...

Diese Vorstellung stürmte mit solcher Gewalt auf ihn ein, daß er sich leuchtend gegen eine Mauer lehnen mußte. Er bebte am ganzen Leib. Die Kniee schlotterten ihm. Dann schlug er plötzlich beide Hände vor das Gesicht. Ein wildes Schluchzen entrang sich seiner gequälten Brust.

Wenn er nur die roten Scheine Sor Tomasos nicht gesehen hätte! Wenn er nur dieses ganze Buch von Lebensglück, Wonne, Freiheit und Erlösung vergessen könnte! Nur vergessen... nicht mehr daran denken... Denn der Gedanke daran zeitigte Wünsche in ihm, vor denen er zerschauerte! Dieses Buch an Sor Tomasos Brust... was war dagegen sein elendes Büchlein, das er ängstlich auf dem Herzen trug!... Schon wollte er es mit einem verzweifelten Griff aus seinem Versteck herausreißen und wie ein unnützes Ding, wie einen Hohn, der ihm lodernd auf der Seele brannte, zu Boden schleudern.

Er begann sich. Nein, jetzt noch nicht, vielleicht später. Wer wußte, ob er es später noch brauchte? Aber jetzt wollte er sich nicht davon trennen. Noch nicht... Geduld!

Wie ein wundes Tier, das angeschossen im Wald das Labial einer Quelle sucht, bog Alessandro, ohne im ersten Augenblick selbst zu wissen, warum, in die nächste Oesteria ein.

Er war ein nüchterner Mensch. Schon seine Sparsamkeit hatte ihn nie Geld für geistige Getränke ausgeben lassen. Aber heute wollte er vergessen, nicht mehr denken an das rote Buch. Einen Fiasco Rotwein ließ er sich bringen. Hinunter mit der Erinnerung!

Er war der einzige Gast in der kleinen Schenke. Alessandro saß schweigend in seinem Winkel und trank seine Flasche und noch eine zweite leer, bis die Dämmerung anbrach. Und dabei dachte er immerfort an das, woran er nicht denken wollte. An die roten Scheine des Sor Tomaso, die die rote Flut des herben Veroneser Weines aus seiner Seele hinwegschwemmen sollte. Je mehr er jedoch trank, desto mehr arbeitete sein Hirn, und immer nach derselben Richtung... fünf... nur fünf... und Daniela sein Weib!... Wenn er wollte, in einigen Tagen schon... Er brauchte ja gar nicht bis zum Herbst zu warten!

Bei der zweiten Flasche wurde er wehmütig. Eine weiche Stimmung hatte von ihm Besitz ergriffen. Und dann erfolgte ein plötzlicher Umschlag. Je mehr die Flasche zur Reize ging, desto rofiger sah er die ganze Welt. Die Menschen waren ja so gut. Und Sor Tomaso würde sicher auch kein Tyrann sein. Er brauchte ihm ja nur seine Lage zu schildern... „Stupido!“ schlug er sich vor die Stirn. Weshalb ihm das nur nicht früher eingefallen war? Sor Tomaso, der reiche Fabrikant, der bloß auf die Sparkasse zu gehen und dort ein Wort zu sprechen brauchte, um einen Pack roter Banknoten zu bekommen... was bedeuteten für ihn fünf solcher Blättchen!

Er würde ihn bitten, kniefällig bitten. Daniela mußte mit ihm bitten. Sor Tomaso konnte nicht anders, als sich ihrer erbarmen. Die Menschen waren doch eigentlich alle gut. Und die Welt war so schön, so leicht, so rosig... wie ein Hundertlirenschein.

Sein Herr sollte ihm das Geld ja nicht schenken. Weshalb denn schenken? Nur leihen gegen hohe Zinsen. Gründeten doch andre auf diese Weise auch ein Geschäft. Das Kapital wollte er bald abgezahlt haben.

Als Alessandro den letzten Tropfen getrunken hatte, war er fest davon überzeugt, daß der Fabrikant gar nicht anders könne, als ihm helfen. Er suchte aus einem kleinen Lederbeutelchen Geld zusammen und bezahlte die Zechen. Es blieben ihm nur noch wenige Soldi.

Etwas schwankend trat er ins Freie. Es dämmerte bereits stark. Ohne zu wissen, welche Richtung er eigentlich einschlagen wollte, strich der junge Bursche ziellos durch einige Straßen. Ob er nicht Daniela auffuchen sollte, um ihr von seinem Plan Mitteilung zu machen? Er verwarf diesen Gedanken. Er wollte das Mädchen überraschen. Denn gelingen mußte sein Plan ja doch.

Plötzlich gewann der Entschluß die Oberhand in ihm, heute noch Sor Tomaso das Anliegen vorzutragen. Warum denn verschieben? Heute würde Sor Tomaso sicher freigiebig gestimmt sein, nachdem er so viel Geld erhoben hatte.

Dem langsam dahinwandelnden Alessandro war ganz heiter zu Mut. Der ungewohnte Wein hatte,

ohne ihn eigentlich zu verunsichern, das Seinige gethan. Die Sorge um die Zukunft war in dem rosigem Nebel, der sich in die nüchterne Ueberlegung des jungen Arbeiters wob, fast spurlos untergegangen. Wo er nur heute noch Sor Tomaso treffen könne, dachte Alessandro und blieb eine Weile eifrig nachsinnend stehen. Er wollte ihn vor seinem Haus erwarten und wenn es bis zum nächsten Morgen dauern würde. Zeit hatte er und Geduld schließlich auch.

Die Dämmerung begann ziemlich jäh in die Nacht überzugehen. An dem dunkeln Himmel blühten die ersten Sterne auf. Alessandro schlug jetzt den Weg nach der Fabrik ein, in deren unmittelbarer Nähe der Besitzer sich eine elegante Villa erbaut hatte. Das ganze Etablissement lag kaum eine Viertelstunde von der Stadt entfernt in der Campagna draußen.

Alessandro ließ den länglichen Schimmer der sparsam verteilten Gaslaternen hinter sich. Eine schmale Fahrstraße, die in die schweigende Ebene führte, nahm ihn auf. Die Fabrik mußte bereits geschlossen, die meisten Arbeiter heimgekehrt sein; denn nur hier und da begegnete ihm ein einzelner Mensch, der im Dunkel den entgegengesetzten Weg verfolgte wie er.

Noch bevor Alessandro sein Ziel erreicht hatte, stieg weit draußen hinter einer sanften Hügelgruppe der Vollmond empor. Leichter, frischer Nachtwind hatte sich erhoben. Der Mond breitete seine silbernen Schleier wie ein Festgewand über die Ebene. Im Hintergrund bauten sich in dunkeln ragenden Umrissen die massigen Mauern der Häuser und Paläste des alten Ferrara auf. Türme und Kuppeln ragten in die lichte Nacht und mitten in diesem Gemirr grotesker Formen der gigantische Block des düsteren trohigen Kastells.

Der junge Arbeiter war ans Ziel gelangt. Dort drüben lag die Fabrik mit ihren langen, nüchternen Fensterreihen. Nur an wenigen Fenstern zeigte sich noch ein Licht. Die paar Laternen im nächsten Umkreis der Fabrik und vor der Villa Sor Tomasos kamen mit ihren Flämmchen in der vom alles beherrschenden Vollmond überstrahlten Landschaft kaum zur Geltung.

Die Fabrik erhob sich auf einem ehemaligen Weingut. Noch waren zerbröckelnde Ueberreste von den Umfassungsmauern der verlassenen Vigne vorhanden. Den Eingang in den Fabrikhof bildete noch jetzt ein hohes, zerfallenes Portal, das von der alten Einfassung übrig geblieben war.

Mit seinen Mauerpfeilern und dem darüber sich wölbenden Thorbogen gewährte das Portal einen malerischen Anblick. Zu beiden Seiten der Pfeiler ragten zwei große Pinien mit ihren schlanken Stämmen und mit den breiten, flachgerundeten Kronen gegen den Himmel. Das Mondlicht flirrte über die blaugrünen Nadelbüschel der majestätischen Bäume und verlieh ihnen eigenartige Farbentöne, die fast an die stolze Bronze alter, kunstvoller Schilde gemahnten. Der Wind rauschte in den Kronen.

Da Alessandro vor das Portal kam, verneigte er sich und bekreuzigte sich mechanisch. Das pflegte er immer so zu halten. Hoch droben am Thorbogen war das Auge der Dreifaltigkeit gemalt. Ein stumpfwinkliges Dreieck aus roten Farbenstrichen. Mitten drinnen ein riesiges dunkelblaues Auge, von dem breite, gelbe Strahlenbüschel nach allen Richtungen ausgingen. Die Farben schon sehr verwachsen. Der Mörtel, der das Freskogemälde trug, vielfach verwittert und abgebröckelt.

Zwischen den Kronen der Pinien nahm sich dieses riesige Auge aber noch immer ganz eigenartig stimmungsvoll aus. In dem unsichern Licht des Mondes, das die Schäden des Gemäldes mitleidig überkleidete und gerade dorthin seinen Glanz zu verteilen schien, wo die Farben gewichen waren, erhielt das Auge fast eine Art von plastischer Lebendigkeit. Dann wieder zeichneten die Zweige der Pinien irrede Schattens auf dem alten Fresko, so daß der tote Mauerbau mit seinen halb zerstörten Farben da draußen in der Campagna, mitten in der stillen Nacht, von zitternden Reflexen eigenartig belebt schien.

Alessandro setzte sich auf den niedrigen Sockel eines der beiden Mauerpfeiler. Dort war er ganz im Schatten des massigen Portals. Er konnte jeden Vorübergehenden sehen, ohne selbst leicht beobachtet zu werden.

Ein paar verspätete Arbeiter kamen aus der Fabrik und traten durch das Thor auf die Straße. Ihre Gestalten verschwanden alsbald in der Ferne. Der Lichtschein an vereinzelten Fenstern der Fabrik war erloschen. Dazu auch die meisten Laternen. Nur in der Villa Sor Tomasos brannte noch Licht, und ein kleines Fenster im Erdgeschoß der Fabrik zeigte sich matt erhellt. Dort wohnte der Feuerwächter. Alessandro stützte beide Arme auf die Kniee und den Kopf in die Hände. Er begann ernstlich darüber nachzudenken, wie er Sor Tomaso seine Bitte eindringlich vorbringen sollte. Eine ganze Reihe von herzbeweglichen Sätzen stieg in ihm auf.

Dann vermischten sich diese Ueberlegungen mit

lebhaften Bildern aus der Zukunft... wie er an der Seite Danielas ein wohlhabender Geschäftsmann sein würde, wie dann alles Glend ein Ende haben sollte... und wie ihn sein junges Weib lieben würde... lieben... so heiß und stürmisch... es würde ja der Himmel auf Erden sein!

Immer wirrer wurde die Flucht dieser sehnächtigen Bilder. Der junge Arbeiter hatte seinen Kopf an das Mauerwerk zurückgelehnt. Noch kurze Zeit bemühte er sich, Ordnung in seine Gedanken zu bringen. Dann sank ihm das Haupt schwer auf die Brust. Der Schlaf hatte ihn überwältigt.

Ein unruhiger Schlaf; denn oft fuhr er empor, sprach abgerissene Sätze oder gestikuliert heftig mit den Händen. Der Traumgott trieb sein Spiel mit ihm. Zuletzt sah er die schöne Daniela, wie sie voll Leidenschaft den feurigen Saltarello tanzte. Ihr aufgelöstes rotes Haar flog wie ein Königsmantel um sie. Um ihren schlanken Leib trug sie ein weites, niederfließendes Kleid aus lauter roten Scheinen, wie sie heute Alessandro an der Kasse erblickt hatte... Und dieses Kleid rauschte und raschelte und knisterte, daß der arme Alessandro nur stumm all diese Pracht anstaunen mußte... Dazu spielte der alte Peppo die Harmonika... immer rascher... immer wilder... Und jetzt trat Sor Tomaso, sein Arbeitgeber, auf ihn zu, klopfte ihm auf die Schulter und wünschte ihm Glück... Er hörte ganz deutlich seine Stimme.

Der junge Bursche fuhr aus dem Schlaf empor. Es hatte ihn tatsächlich jemand heftig an der Schulter gerüttelt.

„He da! Was hast du hier zu suchen?“ schrie ihn Sor Tomaso an.

Alessandro sprang auf die Füße, rieb sich die Augen. Es war kein Traum mehr. Der Fabrikant stand auf der mondbeluchteten Straße lebhaft vor ihm.

„Was du hier zu suchen hast?“ rief der kleine, dicke Mann zu dem Burschen empor, der ihn mindestens um Haupteslänge überragte. Alessandro fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wenn er erst langsam zum Bewußtsein kommen müßte.

„Verzeihen Sie, Sor Tomaso!“ würgte er endlich zaghaft hervor. „Ich habe hier auf Sie gewartet.“

„Auf mich gewartet?“ Der Fabrikherr maß sein Gegenüber mit einem mißtrauischen Blick. Er erkannte jetzt den Arbeiter, mit dem er heute auf der Sparkasse zusammengetroffen war. Unwillkürlich fühlte er mit einer ängstlichen Bewegung nach seiner Brusttasche. „Was hast du auf mich zu warten?“ herrschte er Alessandro an, indem er sich Mühe gab, seiner Stimme einen entschlossenen Ton zu verleihen.

„Ich wollte Sie inständig um etwas bitten, Sor Tomaso!“ sagte sich der Bursche ein Herz.

„Das ist keine Zeit dafür!“ rief der Fabrikant und wollte mit eiligen Schritten an Alessandro vorüber.

Dieser vertrat ihm den Weg.

„Was soll das? Platz da!“ rief der Fabrikherr, indem er seinen Stock erhob.

„Hören Sie mich an! Ich bitte Sie darum! Bei der Madonna und allen Heiligen!“ flehte Alessandro. Dann stotterte er in hastigen, abgebrochenen Sätzen sein Anliegen hervor.

Zuerst verstand ihn Sor Tomaso offenbar nicht. Dann schien ihm die Sache plötzlich klar zu werden. Er brach in ein lautes Gelächter aus.

„Du bist wohl verrückt oder betrunken!“ rief er. „Pack dich, oder ich rufe nach Leuten!“

Da stürzte der junge Bursche vor ihm nieder, mitten in den Straßenstaub, und umschlang seine Kniee... krampfhaft, als wenn er den Stamm eines Baumes umklammerte, aus dessen Zweigen er reife Früchte schütteln wollte.

„Nicht verrückt, nicht betrunken, Sor Tomaso!“ rang es sich mit unterdrücktem Schluchzen aus seiner Kehle. „Ein armer, elender Mensch bin ich! Und Daniela heiratet einen andern, wenn Sie mir nicht helfen, Sor Tomaso! Sie, Sie allein können mich retten! Und nur fünf... hören Sie... nur fünf... fünf rote Scheine für das Glück zweier Menschen!... Nicht geschenkt... ich will es ja nicht geschenkt! Leihen, nur leihen! Ich zahle Ihnen Prozente... zehn... zwanzig... soviel Sie wollen!“ Dabei rüttelte er an den Knieen des Fabrikherrn, daß dieser jedenfalls zu Boden gestürzt wäre, wenn der Flehende ihn nicht wie mit eisernen Klammern umfaßt gehalten hätte.

„Los laß, sag' ich! Los laß!“ schrie Sor Tomaso.

„Ein Schurke bist du! Ausrauben willst du mich!“

„Sie müssen mir helfen! Sie müssen!“ leuchtete Alessandro.

Da hob der Fabrikherr seinen Stock zum Schlage und ließ den metallenen Knopf auf den vor ihm Knieenden niederfallen. Der Hut des jungen Arbeiters flog auf die Straße. Nur um so fester umklammerte er trotzdem Sor Tomaso.

„Hilfe! Zu Hilfe!“ schrie dieser und schlug von neuem zu. „Hund! Ich will dich lehren!“

Ein Schlag nach dem andern fauste auf den Knieenden nieder. Alessandro fühlte, wie ihm das

warme Blut über Stirn und Wangen lief. Das brachte ihn zur Besinnung seiner Lage.

Er ließ den Fabrikanten plötzlich los und sprang empor. Sor Tomaso taumelte zurück und wäre fast zu Boden gestürzt. Er raffte sich jedoch noch rechtzeitig auf, sprang gegen den Burschen und schlug ihm noch einmal mit voller Wucht den Stock ins Gesicht.

„Zu Hilfe gegen den Hund!“ schrie er.

Ein rasender Zorn erfaßte Alessandro, der vor Schmerz taumelnd seine Zähne aufeinander biß.

„Selbst Hund!“ knirschte er, halb besinnungslos von den Schlägen, die ihn getroffen hatten, riß mit einem jähen Ruck sein Messer aus dem Saal und stieß es Sor Tomaso in die Brust.

„Maledetto!“ kam es mit einem gurgelnden Schrei von den Lippen des Fabrikanten.

Gleich darauf ein dumpfer Fall. Ein paar Zuckungen des Getroffenen im Staub der Straße. Ein letztes Stöhnen, dann war alles still. Sor Tomaso rührte sich nicht mehr.

Im ersten Augenblick nach seiner That hatte Alessandro das Messer von sich geschleudert. Erst als er den Körper des Toten auf der Straße liegen sah, wurde er sich langsam darüber klar, was geschehen war.

Schritt für Schritt wandte er zurück und ließ sich willenlos auf den Mauerpfad nieder, wo ihn der Ermordete wenige Minuten früher aus dem Schlaf gestört hatte.

Er starrte hinaus in die Nacht. Mit namenloser Angst vermied er es, auf den Fleck gerade vor ihm hinzusehen, wo sein Opfer lag. Und doch, wie von einer unheimlichen Macht gezwungen, senkten sich seine Blicke immer wieder dorthin.

Endlich kam ihm der Gedanke, was Daniela dazu sagen würde. Daniela... ja, Daniela... Jetzt erst erinnerte er sich an das Mädchen... Wie war das alles nur gekommen? Was hatte er von Sor Tomaso gewollt?... Er mußte erst wieder denken lernen.

Ja, ja, gebeten hatte er Sor Tomaso, kniefällig gebeten um das Darlehen. Ganz richtig. Fünf... nur fünf rote Scheine... Und dort... dort... nur ein paar Schritte vor ihm lag der reiche Fabrikherr. Jetzt konnte er ihm nichts mehr gewähren und nichts mehr abschlagen.

Alessandro erhob sich. Er spähte schon die Straße hinunter und herauf. Dann trat er mit leisen Schritten, schleichend wie eine Katze, durch das Portal.

Kein Mensch war da. Niemand hatte es gesehen.

Und Daniela, die schöne Daniela, was würde sie sagen, wenn er morgen zu ihr käme mit Geld... viel Geld... Viel mehr Geld, als er jemals zu hoffen gewagt hatte.

Das Blut rieselte ihm noch immer über sein Gesicht. Jetzt spürte er es wieder... Der da... der da... er hatte ihn geschlagen! Nun lag er da draußen ganz still und stumm.

Der würde ihn nie mehr schlagen! Und Daniela, wenn er morgen käme mit viel Geld, die würde keinen andern heiraten als ihn.

Niemand hatte es gesehen, kein Mensch.

Die alten Mauern und die Bäume und die Straße und der Mond hoch droben, die konnten nichts erzählen... Der Mann dort... vielleicht trug er noch das Buch mit den roten Blättern auf der Brust!

Geschwind, ehe jemand kam... Alessandro schlich an den Toten heran, kniete vor ihm nieder und tastete mit fiebernder Hand an seinem Rock.

Da, da war es. Er fuhr ihm in die Tasche. Jetzt hatte er es in der Hand... die gleiche Briestafche, die er heute sah!

Er sprang auf und öffnete die Briestafche... Alles fein!

Mit raschem Griff zog er die Banknoten heraus und warf die Tasche weit ins Feld. Nun hielt er es in Händen... nicht fünf... mehr, viel mehr!

Mit zitternder Hand begann er zu blättern, zu zählen. Alles fein... das ganze rote Buch! Und Daniela!

Aber jetzt nur fort, fort! Kein Mensch sollte ihn sehen. Er warf noch einen entsetzten Blick auf den Toten und schaute dann unwillkürlich nach der Wölbung des alten Thorbogens.

Alessandro zuckte zusammen, als ob ihn der Blitz getroffen hätte. Ein halb erstarrter heiserer Schrei kam aus seiner Kehle. Es war ihm, als wenn sein Herz plötzlich stillstehen und das Blut in seinen Adern erstarren würde. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn, und er zitterte am ganzen Leib wie bewegliche Galme im Wind.

Da droben... ja, da droben! Von da droben schaute es auf ihn hernieder... ein riesiges Auge... zum Leben erwacht... in flammender Glut, zürnend und strafend... Allmächtig bezeugend, vorwurfsvoll und mit unsäglichem Trauer... durch seinen Blick ihn an die Stelle bannend, wo er stand... das Auge der Dreifaltigkeit... das Auge Gottes, das im Verborgenen sieht, dem nichts ein Geheimnis bleibt!

Schaudernd wollte sich Alessandro bekreuzigen. Er vermochte es nicht.

In den geballten Fäusten hielt er die Banknoten und konnte die Hände nicht mehr von dem Buch mit den roten Blättern losbringen. Er wollte beten... „Vater unser, der du bist in dem Himmel...“

Die Worte kamen nicht über seine Lippen. Ganz andre Worte, als er sie aussprechen wollte... fünf... fünf... nur fünf rote Scheine... sprach er immerfort statt des Gebetes.

Unverwandt schaute das Auge auf ihn und grub ihm seine Flammen tief in die Seele... „Du sollst nicht töten!“

Der Wind hatte sich mit stärkerer Gewalt erhoben und schüttelte die Kronen der Pinien. Alessandro war es, als ob sich ihm aus den dunkeln Nestern drohende Fäuste und nach ihm langende Arme entgegenreckten, als ob aus dem ächzenden Gezweig dumpfe Stimmen grockten und raunten... „Mörder! Mörder!“

Dabei blieben seine Blicke an das zürnende Riesenauge gefesselt... „Herr erbarme dich meiner!“ wollte er flehen. Abermals entflohen ihm die Worte: „Fünf... nur fünf...“

Mit bebenden Armen hob er die Banknoten empor. Er wollte die Hände falten. Unmöglich. Das Buch zwischen ihnen hielt sie getrennt wie eine starre Fessel.

Und droben die Flammen des göttlichen Zornes in dem allsehenden Auge des Allmächtigen. In der Seele des Mörders aber erstanden die Worte von neuem: „Du sollst nicht töten!“ Und der Zusatz: „Ich bin ein gerechter Richter!“

Eine wahnsinnige Angst bemächtigte sich des Unseligen. Wenn sie jetzt kämen und ihn hier trafen mit dem Raub in seinen Händen... Fort! Er mußte fort, ehe es Tag wurde!

Er wollte sich zur Flucht wenden. Seine Füße waren wie in den Boden gewurzelt. Er vermochte keinen Schritt zu thun, keine Muskel zu rühren... Nur immer starrer sah er empor zu dem strafenden Auge seines ewigen Richters.

Der Mond war untergegangen. Der unendliche Sternenhimmel wölbte sich über dem Haupt des Mörders. Vor ihm leuchtete flammender und mächtiger denn alle Sonnen der Welt das Auge der Dreifaltigkeit.

Leise begannen die ersten Schimmer der Morgendämmerung sich zu zeigen. Die Sterne verblaßten mehr und mehr. Es wurde lichter und lichter.

Nur noch kurze Frist. Bald mußte es an den Tag kommen.

„Fliehen! Fliehen!“ schrie es verzweifelt in dem Mörder. Konnten die Mauern etwa fliehen... oder die fest im Erdboden wurzelnden Bäume?

Der Tag brach an. Die Morgenröte warf ihr leuchtendes Netz über die weite Campagna.

Bei den ersten Sonnenstrahlen fanden sie Alessandro neben dem Toten.

Er hielt noch immer seinen Raub zwischen den Fäusten.

Ohne Widerstand ließ er sich fesseln.

Parade vor dem italienischen Königspaar in Neapel.

(Bild S. 568 u. 569.)

Die großen Truppen- oder Heerschauen, die den Namen Paraden führen, bieten im allgemeinen in den europäischen Armeen immer das gleiche Schauspiel. Der die Parade abnehmende Vorgesetzte reitet die Front der unter präpariertem Gewehr in Paradeaufstellung stehenden Truppen ab und läßt sie dann unter klingendem Spiel an sich im Parade-marsch vorbeifilieren. Dabei treten im einzelnen aber doch große Verschiedenheiten zu Tage, je nach Art der Ausbildung der Truppen, ihrer Ausrüstung und Bewaffnung, die dem Sachverständigen viel zu beobachten und zu denken geben. Schon der äußere Rahmen trägt viel dazu bei, und so gewahren z. B. eine Parade auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin und eine solche auf dem Paradeplatz der Pariser Garnison, dem Hippodrome de Longchamp, ein durchaus voneinander abweichendes Bild, in der die nationalen Verschiedenheiten, die Unterschiede des Menschenmaterials wie des „Drills“ deutlich sich gewahren lassen. Ein prachtvolles Paradespiel hat die Garnison von Neapel am Gestade des herrlichen Golfes mit dem Besuch im Hintergrunde. Dorthin verlegt uns das Bild auf Seite 568 und 569, das uns einer Parade vor dem italienischen Königspaar auf jenem klassischen Boden bewohnen läßt. Die Truppen defilieren vor ihrem obersten Kriegsherrn, dem König Viktor Emanuel III., der mit seiner Suite unmittelbar vor dem Wagen seiner Gemahlin, der Königin Helene, Aufstellung genommen hat. Der junge König, dessen militärischer Erzieher, Oberst Egidio Osio, der frühere Militärattaché der italienischen Botschaft in Berlin, gewesen ist, widmet sich neben seinen wissenschaftlichen Liebhabereien mit größtem Eifer dem Heerwesen und ist mit Leib und Seele Soldat. Nach Neapel wurde er als Kronprinz am 2. November 1890 mit seiner Ernennung zum Oberst und Kommandeur des 1. Infanterieregiments verlegt; dort hat er dann vier Jahre lang seinen Hof gehalten, bis er 1894 zum Generalleutnant befördert wurde und das Kommando der in Florenz liegenden Division erhielt.



Parade vor dem italienischen Königspaar in Neapel. Zeichnung von F. Matania.

Für die Hausfrau.

Die goldene Ferienzeit, die jetzt näherrückt, sie ist gerade die Zeit, die den Hausmüttern auf dem Lande den lieben Besuch ins Haus führt, dem sie, so viel Freude sie auch beim Gedanken an frohe Wiedersehensstunden empfinden, doch mit einem gewissen Bangen entgegensehen, denn die Städter sind in vieler Beziehung gar verwöhnte Leute, und auf dem Lande kann man vieles nicht bieten, was sie gewohnt sind, eigentlich als „ganz selbstverständlich“ zu betrachten.

In ganz anderer Weise als in der Stadt gilt es auf dem Lande allerlei Schwierigkeiten zu überwinden; im Stadthaushalt war es vor allem der beschränkte Raum und eine heiße, ungünstig gelegene Küche, die vor dem Empfang lieber Gäste manch Kopfzerbrechen kostete, ehe Abhilfe gefunden; auf dem Lande ist es die Verpflegung, die der Hausfrau manch nachdenkliche Stunde bereitet. Es gilt auf dem Lande ja nicht allein, mit geringer Auswahl an Fleisch und Fisch vielseitig wirtschaften zu müssen, da man höchstens zweimal die Woche frische Ware aus der nächstliegenden kleinen Stadt erhalten kann, vor allem muß man seine Vorräte dann für die nächsten Tage frisch erhalten, ohne daß Eis zur Verfügung steht, muß man Getränke ohne Eis kühlen und deshalb alle einschlägigen Hilfsmittel für die Überwindung dieser Schwierigkeiten wohl beachten und anwenden.

Das junge Geflügel, die frischen Eier, frische Gemüse, Salate und Früchte, die man aus Hof und Garten auf dem Lande ja zur Sommerzeit in reichem Maße zur Verfügung hat, geben allein nicht die nötige Abwechslung für den Mittags- und Abendtisch, man ist auf Schlachtfleisch und Fisch auch mit angewiesen und muß sich dieses so frisch wie möglich zu verschaffen suchen. Wenn es irgend erreichbar ist, sollte man versuchen, die Sachen so früh wie möglich am Morgen zu erhalten, nicht erst zu heißer Mittagszeit oder gar in den Nachmittagsstunden, es lohnt sich sogar ein Extralohn, denn das Fleisch hält sich bedeutend länger, als wenn es schon auf dem Transport der Hitze ausgesetzt wurde. Als sehr praktisch erweist es sich, dem Voten eigene Fleischstücke und Fischbehälter mitzugeben; die Fleischstücke legt man mit Pergamentpapier, das man mit alkoholischer Salicylsäurelösung ($\frac{1}{4}$ Liter Alkohol und 5 Gramm Salicylsäure) tränkte und trocknen ließ, aus; den Fischbehälter stellt man nach der Vorschrift, die wir in den Winken für Küche, Haus und Hof geben, her; man hat dann die beste Gewähr, das Fleisch tadellos frisch, die Fische lebend zu erhalten.

Wenn das Fleisch und die Fische gebracht werden, und die Hausfrau sich von den Sorten und den Stücken, die sie erhielt — auf dem Lande muß man leider sehr oft nehmen, was man bekommt, ein Wählen, wie die Hausfrauen in der Stadt dies gewohnt sind, giebt es nicht —, überzeugt hat, muß sie sofort einen Küchensetzel ausarbeiten, um alles zweckmäßig zu verwenden und nichts umkommen zu lassen. Wenn die Fische lebend ankommen, thut man am besten, sie sofort in einen großen Behälter mit frischem Wasser zu schütten, in dem sie in solchem Fall ruhig noch einen Tag gelassen werden können. Anders ist es dagegen mit geschlachteten Fischen; sind sie noch tadellos frisch — man erkennt dies an klaren Augen, glänzenden Schuppen und lebhaft roten Kiemen, sowie an völliger Steifheit des Fisches, dessen Haut, besonders am Schwanz, sich nicht leicht ablösen darf —, so kann man diese, kühle Witterung vorausgesetzt, wohl auch noch einen Tag aufheben, wenn man den Fisch mit feinem Zucker innen austreut. Zeigen die Fische aber auch nur den geringsten Anflug eines strengen Geruches, so muß man sie sofort verwenden, und man thut gut, diese Fische nicht etwa blau zu kochen und mit Buttertunke zu reichen, sondern wählt für sie eine beliebige pikante Zubereitung, am besten ein Fischgericht mit kräftiger brauner Sauce aus Liebigbouillon mit Kapern, Petersilien, Champignons und dergleichen Einlagen, um es auf diese Weise zu erreichen, daß selbst Feinschmecker unter den Gästen den weniger feinen Geschmack der Fische nicht bemerken.

Stark riechenden Fisch zu verwenden, ist aber jeder Hausfrau aus Gesundheitsrücksichten aufs ernsteste abzuraten; es können durch Genuß solcher Fische die schwersten Magen- und Darmkrankheiten mit Vergiftungserscheinungen hervorgerufen werden.

Um das Fleisch richtig zu verwenden und mehr oder minder lange Zeit aufzubewahren, ist es für die Hausfrau wichtig, den Schlachttag zu kennen; man muß mit seinem Fleischer deshalb die Vereinbarung treffen, daß er diesen Tag in einem dafür bestimmten kleinen Buche bemerkt. Sowie das Fleisch kommt, wird es je nach seiner Verwertung zerlegt, alle lappigen Teile, kleinere Abfallstücke und Knochen kocht man sofort zu einer Brühe aus, die zur Bereitung von Gemüsesuppen vortrefflich ist.

Für die Frischerhaltung von Fleisch giebt es ver-

schiedene Mittel, deren Kenntnis besonders für die Landhaushaltungen von Wichtigkeit ist. Das früher beliebte Einlegen von Fleisch in Buttermilch oder Essig, das das Fleisch auslaugte und seiner Nährsalze grolenteils beraubte, ist überall als schädlich anerkannt. Selbst in stärkster Hitze vermag man das Schlachtfleisch mehrere Tage frisch zu erhalten, wenn man einen passend großen Steintopf mit einer Schicht pulverisierter Holzstohle bedeckt, ein mit Salz bestreutes grobes Leinentuch darauf legt, das Fleischstück hineinlegt und mit dem Tuch umhüllt. Eine fingerdicke Schicht stark erhitztes Salz wird auf das Tuch geschüttet, ein Stück weißes Papier darüber gelegt und darauf eine 5 Centimeter hohe Schicht pulverisierte Holzstohle verteilt. Die Luft wird auf diese Weise völlig abgeschlossen und die Entstehung von Fäulniskeimen verhindert. Der Steintopf wird außen mit einem in Salzwasser getauchten Tuch umschlungen, das man beständig feucht halten muß, und dann in Zugluft an einen möglichst kühlen Ort gestellt. — In Gegenden, wo man Torf brennt, besitzt man in diesem ein ausgezeichnetes Konservierungsmittel für Fleisch, Fisch und dergl. Man erhitze den Torf, den man zum Frischerhalten benutzen will, am besten vorher in heißem Ofen in 100 bis 120 Grad mehrere Stunden und verpackt dann die zu erhaltenden Sachen in Torf bis zum Gebrauch; derartig verpacktes Fleisch kann man ruhig sechs bis acht Tage aufheben, da der Torf infolge seiner Trockenheit und seines großen Wärmeabsorptionsvermögens alle Feuchtigkeit aufsaugt und alle Bakterien tötet.

Viele andre Dinge außer Fisch und Fleisch wollen aber noch frisch und kühl erhalten werden. Vor allem sind Butter, Sahne und Milch drei Dinge, die bei der Sommerwärme bald Frische und Wohlgeschmack einbüßen. Butter muß vor allem von fester Beschaffenheit sein, wenn sie munden soll, und sie so bei heißer Witterung ohne Hilfe eines Eischranks zu erhalten, ist gar nicht leicht, zumal man in vielen Häusern auf dem Lande auch keinen allzuguten Keller hat. Am besten hilft man sich, wenn man einen peinlich sauberen Steintopf nimmt, den man mit Pergamentpapier, das mit Salicylsäurelösung (1 Liter Wasser, 5 Gramm Salicylsäure) getränkt wurde, auslegt. Die frische Butter wird in den Topf hineingebracht und der Topf mit einem in Salicylsäurelösung ausgewaschenen Musselintuch zugebunden. Dieses Tuch muß so lang sein, daß seine Enden bis zum Boden des Steintopfes herunterhängen, worauf man den Behälter in eine Schale mit öfters zu erneuerndem kaltem Wasser in die Ofenröhre eines kühlen Raumes stellt. Die Stoffenden des Tuches saugen sich durch das kalte Wasser immer voll Feuchtigkeit und kühlen so andauernd die Butter, während durch den Zugwind, der durch die Luftzirkulation im Ofen entsteht, die Abkühlung noch verstärkt wird.

Sahne bleibt auch bei schwüler Witterung gut und unverändert, wenn man 100 Gramm Zucker mit wenig Wasser auflöst, auch $\frac{1}{2}$ Liter Sahne rasch ins Kochen bringt und mit dem Zuckersaft vermischt. Die kochende, gesunde Sahne wird in eine vorher mit heißem Wasser ausgespülte saubere Flasche gefüllt, mit einem Wattebausch geschlossen und kühl gestellt. Milch kann man nur vor dem Sauerwerden schützen, wenn man sie stets in einem nur zu diesem Zweck bestimmten Kochgeschirr kocht, das täglich nach dem Gebrauch mit heißem Salzwasser gereinigt, mit rosafarbenem übermanganäurem Kaliumwasser gespült, mit klarem Wasser nachgespült und gut ausgetrocknet wird. Auch das Gefäß, in dem man die Milch aufbewahren will, muß nur dem Aufheben von Milch dienen, nicht auch andre Flüssigkeiten aufnehmen, und wenn je einmal in ihm die Milch sauer geworden ist, mit kochendem Sodawasser längere Zeit ausziehen, bevor man es wieder benutzt. Wichtig ist es auch, daß die Milch unter öfterem Umrühren möglichst rasch ins Kochen gebracht wird und dann sofort in den mit heißem Wasser umgespülten bestimmten Topf kommt, der durch ein passendes Drahtbedecken gegen Fliegen geschützt wird. Wenn die Milch kalt geworden ist, stellt man sie in kaltes Wasser, das man mehrere Male am Tage erneuert.

Sehr rasch säuern auch Fleischbrühe, Tunkewie Gemüsereste im Sommer, wenn man sie nicht auf praktische Weise vor dem Verderben schützt. Die fertige Fleischbrühe muß gut aufkochen und danach in eine mit kochend heißem Wasser ausgespülte Flasche gefüllt werden und dann ein etwa drei Finger breiter Wattepfropfen in die Flasche gesteckt werden. Gleichviel, an welchem Orte man die Fleischbrühe dann auch aufheben mag, sie wird tagelang frisch und unverändert gut bleiben. — Alle Speisereste muß man, wenn man sie aufheben will, in passende, die Reste gerade fassende Gefäße füllen, mit gut schließendem Deckel versehen und einige Minuten durchkochen lassen, worauf man sie mit kochendem Rierenfett übergießt und verdeckt fortstellt.

Der durch die Fettschicht luftdicht abgeschlossene, vorher durch das Kochen bakterienfrei gemachte Inhalt ist auf diese Weise mindestens fünf Tage vor dem Verderben geschützt und kann dann unbeforgt verbraucht

werden, wobei man die Fettschicht in kaltem Zustande leicht abheben kann.

Eine billige und praktische Kühltaste, die besonders gut zum Kühlenhalten von Bier und Wein, sowie von Speisereften ist, traf ich unlängst bei einer erfahrenen Landhausfrau; sie ist der Nachahmung wert, und da die Herstellung einfach und preiswert ist, allen Leserrinnen auf dem Lande empfohlen. Eine große, reine Kiste mit gut schließendem Deckel ist nötig, die außen eines besseren Aussehens wegen mit beliebigem Stoff überzogen wird. Diese Kiste wird nun unten und an den Wänden einfach mit Briquetts gefüllt, und zwar so weit, daß nur der Raum übrig bleibt, der zur Aufnahme von Gewaren dienen soll. Legt man diese direkt auf die Briquetts, so bleiben sie überraschend lange frisch, wobei aber für möglichst dichten Verschluss der Kiste gesorgt werden muß.

Unentbehrlich ist auf dem Lande, wo es viele kleine geflügelte Lebewesen giebt, ein Speiseschrank, der mit Gaze oder Drahtgitter besetzt, zur Aufnahme vieler Speisen dient. Bei diesen Fliegenstränken muß man im Sommer für möglichst Abkühlung sorgen. Vor allem hänge man den Schrank frei, damit frische Luft ihn umspielen kann, in möglichst kühlem, dunkeln Raum — Keller oder nach Norden gelegenes und noch verbunkeltes Zimmer sind am besten — auf und bestreife dann drei lange, doppelte Flanellstreifen, in die man unten ein kleines Gewichtstück näht, innen im Schrank unter der Decke. Eine große Schale mit kaltem Salzwasser, das man öfter erneuert, wird unten aufgestellt und die Flanellstreifen hineingelegt, sie saugen sich voll Wasser, das verdunstet und, verbunden mit dem stets den Schrank umgebenden lebhaften Luftzug, im Innern eine merkwürdige Abkühlung hervorruft.

Eine auf dem Lande vorkommende Kalamität ist das mangelhafte Trinkwasser, das man seinen Gästen ohne weiteres nicht vorsetzen darf, sondern filtrieren muß. Einen Wasserfilter sollte die Hausfrau auf dem Lande stets besitzen und ihn sich, wenn sie keinen der praktischen in den Handel unter dem Namen Berkefeld-Filter gebrachten Apparate kauft, selbst herstellen. Zu diesem Zweck nimmt man einen großen Blumentopf, füllt diesen abwechselnd mit reinem, gewaschenem Flußsand und zerklüfteter plastischer Kohle und umschlingt ihn mit einem starken Bindfaden. Man hängt den improvisierten Filter so auf, daß man das zum Filtrieren bestimmte Wasser bequem darüber gießen kann, und stellt unter den Topf ein sauberes Thongefäß, in das das gereinigte Wasser durch das Loch des Blumentopfes einfließt. — Muß man aber gar aus Gesundheitsrücksichten abgekochtes Wasser als Trinkwasser benutzen, ist vor allem darauf Bedacht zu nehmen, dieses Wasser, das stets einen faden Geschmack hat, im Geschmack zu verbessern. Man muß das abgekochte Wasser nach dem Erkalten filtern, dann mit einem Drittel der Menge „kohlenfaurem“ Wasser mischen, in einen irdenen Krug füllen, diesen in nasse Tücher schlagen und in Zugluft stellen.

Das Kühlen der Getränke macht besondere Schwierigkeit auf dem Lande, da man Eis nur in den seltensten Fällen zur Verfügung hat. Und wie leicht man im heißen Sommer gerade nach einem kühlen Labetrunk! Ein einfaches Hineinstellen der Getränke in Wasser nützt nicht viel; wirksam kühlt Wasser nur, wenn es längere Zeit die Flaschen mit dem Labetrunk überzieht. Will man aber möglichst rasch irgend ein Getränk kühlen, so muß dieses, wenn es sich nicht schon in Flaschen befindet, in solche gefüllt werden, die man gut verschließt. Man schlägt dann die Flasche in ein Tuch, das man in kaltes Wasser getaucht und ausgedrungen hat. Ein enges Gefäß füllt man halb mit kaltem Wasser, dem man einige Handvoll Salz zugefügt hat, und stellt die mit dem nassen Tuch umwundene Flasche hinein und dann in möglichst starke Zugluft; das Getränk wird innerhalb 15 Minuten eine treffliche kühle Temperatur zeigen. Uebrigens kann man auf chemischem Wege künstliches Eis herstellen, das aber recht kostspielig ist und nur im Notfall bereitet werden wird. Es giebt zwei solcher Kältemischungen; die erste besteht aus 5 Teilen Salmiak, 5 Teilen Kalisalpeter und 16 Teilen kaltem Wasser; die zweite Mischung stellt man aus gleichen Teilen salpetersaurem Ammoniak, kohlenfaurem Natron (Krytallfoda) und Wasser her. Bei ihrer Herstellung ist das Wasser so kalt wie möglich zu verwenden; die Salze sind vorher recht kühl zu stellen, der Kübel für die Kältemischung aber muß mit dicken Tüchern umwickelt werden. In solcher Kältemischung, die eine Abkühlung von 22 bis 32 Grad bringt, geht das Abkühlen außerordentlich rasch von statten, man braucht daher keine große Menge künstliches Eis herzustellen; anders ist es, wenn man mit Hilfe dieses Kunstseises ein beliebiges Speise-Eis: Frucht-, Sahne- oder Vanille-Eis bereiten will, dann braucht man natürlich mehr.

Außer der bekannten Limonade pflegen den Hausfrauen wenig kühlende Getränke bekannt zu sein, so daß es vielen eine Hilfe in der Not bedeutet, wenn ich ihnen eine Anweisung zu einfach zu bereiten

erquickenden Sommertränken gebe. Außerordentlich erfrischend das moussierende Zitronenwasser. Man schneidet dazu Zitronen durch — für jedes große Glas rechnet man eine halbe Zitrone —, preßt sie aus, vermischt sie mit reichlich feinem Zucker und schüttet unter beständigem Rühren recht kühles Selterswasser dazu. — Sehr fein ist ein Erdbeertrank. Man reibt dazu einen Teller reife Erdbeeren durch ein Sieb, vermischt sie mit Zucker und giebt sie nebst einer halben Stange zerschnittener Vanille in 2 Liter kalte Milch, kühlt diese während mehrerer Stunden und giebt sie dann durch ein feines Sieb. Hierauf fügt man zwei Glas Kirchwasser zu und zwei Flaschen recht schon gekühltes Selterswasser. — Delikat schmeckt auch ein Trank aus einer Flasche leichtem Mosel, sechs Löffel erkaltetem Zuckersaft und vier Flaschen Selterswasser. Dieser Trank wird erst im letzten Augenblick zusammengemischt. Der rote Sommertrank ist gleichfalls sehr erfrischend. Man kocht aus 1 Kilo Sauerkirschen mit dem nötigen Zucker einen Saft, kühlt ihn gut ab, giebt den Saft von zwei Zitronen, eine Flasche leichten weißen Wein und zuletzt zwei Flaschen Selterswasser dazu. — Kräutermilch ist einfach und doch erquickend. Man läßt 1 Liter möglichst fette Milch und vier Stengel von Estragon, Boretsch, Lattich oder Thymian aufkochen und nimmt ganz nach Geschmack nur eine Sorte oder alle Sorten und dann von jeder Kräutersorte nur einen Stengel. Die kochende Milch wird durchgeseiht und dann mehrere Stunden gut gekühlt. Man gießt in jedes Glas Milch beim Darbieten einen Löffel Cognac und eine Viertelflasche Selterswasser. Besonders bei Herren ist diese Kräutermilch sehr beliebt. — Gurkengetränk ist wenig bekannt und doch sehr erfrischend. Eine halbe frische Gurke, die aber nicht bitter sein darf, wird geschält, in Scheiben geschnitten, mit 200 Gramm feinem Zucker bestreut, mit einer Flasche Rotwein übergossen und mehrere Stunden kühl gestellt. Beim Servieren wird der von den Gurkenscheiben abgegebene Trank mit einigen Flaschen Selters vermischt. Endlich sei noch ein ostpreussisches Sommergetränk erwähnt, zu dem man gleiche Teile frische kalte Milch und leichtes, nicht bitteres Bier durch wiederholtes Hin- und Hergehen vermischt und es mit dem nötigen Zucker und einigen Spitzgläsern Cognac vermischt. — Die Hausfrau dürfte nach diesen kurzen Anweisungen nicht in Verlegenheit kommen, wenn es gilt, ihren lieben Gästen einen erquickenden Labetrunk zu bieten.

Nähe nun der goldene Sonnenschein über der herrlichen Ferienzeit liegt, daß sie alle voll von herrlichen Erinnerungen an schöne Sommertage heimkehren und frischen Mut und Schaffenslust wieder heimtragen für Arbeit und Mühsal, die das Leben des Alltags, das nun wieder in seine Rechte tritt, keinem erspart.

Faust Holte.

Moderne Typen der deutschen Kriegsmarine.

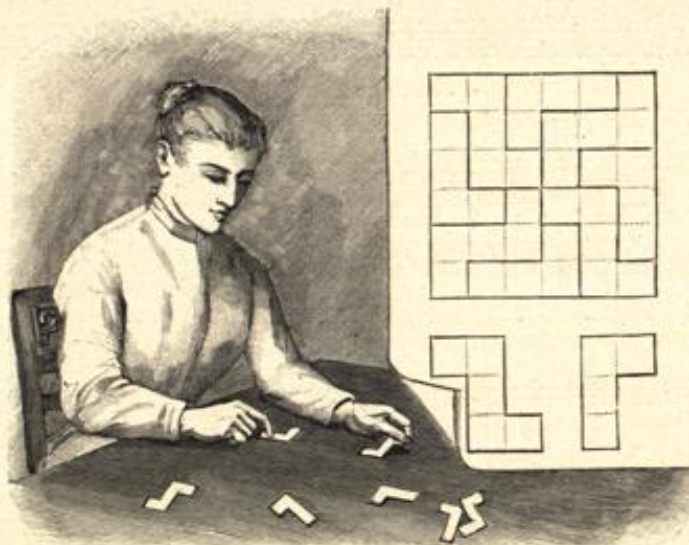
(Bild S. 576.)

Die deutsche Kriegsmarine, deren Bestand durch das Flottengesetz vom 14. Juni 1900 geregelt wurde, gliedert sich in folgende Schiffsklassen: Linien- oder Schlachtschiffe; Küstenpanzerschiffe; Panzerkanonenboote; große Kreuzer; kleine Kreuzer; Kanonenboote; Schulschiffe; Schiffe zu besonderen Zwecken und Torpedofahrzeuge. Unser interessantes Bild auf Seite 576 stellt zwei der neuesten Typen zusammen, nämlich im Hintergrunde eines der kolossalen Linienchiffe der Wittelsbachklasse und im Vordergrund eines der behenden Hochsee-Torpedoboote modernster Bauart. Die den Kern der Schlachtflotte bildenden Linienchiffe sollen im Seekriege die Entscheidung herbeiführen. Zu diesem Zweck muß jedes derartige Schiff eine hohe Offensivkraft haben, d. h. es muß auf ihm eine möglichst große Anzahl Geschütze, vom schwersten bis zum leichtesten Kaliber, sowie eine entsprechende Menge von Torpedoausstoßrohren aufgestellt sein. In zweiter Linie kommt in Betracht die Defensivkraft, nämlich der Panzerschutz, und in dritter die Geschwindigkeit, die man nach Erfüllung der beiden ersten Punkte möglichst zu steigern sucht. Die deutsche Kriegsflotte umfaßt gegenwärtig vierzehn fertige Linienchiffe; im Ausbau sind die fünf Linienchiffe der Wittelsbachklasse, von denen das letzte bis zum März 1904 fertigzustellen ist; endlich sind noch zwei Linienchiffe auf Stapel. Die fünf Schwesterschiffe der Wittelsbachklasse erhalten eine Wasserverdrängung von je 11 800 Tonnen, also noch 700 Tonnen mehr als die der Kaiserklasse, und 1740 Tonnen mehr als die der Brandenburgklasse. Ihre Maschinen entwickeln als höchste Leistung 13 000 Pferdekraft, was einer Geschwindigkeit von 18 Seemeilen in der Stunde entspricht. Diese Panzerriesen können in ihren Bunkern für gewöhnlich 650 Tonnen Kohlen aufnehmen, im Bedarfsfalle aber noch erheblich mehr in andern verfügbaren Räumen. Sie besitzen einen vollständigen, um das ganze Schiff herum laufenden Gürtelpanzer, der sich im Bereich des mittleren Drittels nach oben hin erheblich verbreitert und so für die mittlere Geschützarmierung eine gepanzerte Citadelle darstellt. Das im Vordergrund sichtbare Torpedoboot ist

eines der ganz neuen Hochsee-Torpedoboote mit 350 Tonnen Wasserverdrängung und 28 Seemeilen Geschwindigkeit, wie sie jetzt von Schichau und auf der Kieler Germaniawerft für die deutsche Marine ausschließlich gebaut werden. Die deutsche Marine besitzt gegenwärtig 76 fertige Hochseebote, darunter 29 in Größe von Torpedobootzerstörern; sechs befinden sich im Bau und außerdem sind noch 38 alte, minderwertige kleinere Hafen- und Küstenboote vorhanden. Das Material der neuen Torpedoboote ist ausschließlich weicher Stahl von vorzüglicher Beschaffenheit; jedes Fahrzeug wird durch eine sorgfältige Schotteneinteilung in eine verhältnismäßig große Anzahl von wasserdichten Abteilungen zerlegt.

Amüsante Wissenschaft.

Die vier großen lateinischen Z und die vier großen lateinischen L. Man ziehe auf einem Stück starken Papier oder Karton mit einem viereckigen Lineal sieben parallele Linien in gleichem Abstand voneinander. Mit demselben Lineal ziehe man senkrecht durch diese sieben weitere Linien, gleichfalls parallel zu einander und in gleichem Abstand voneinander. Man erhält dadurch ein Quadrat, das sechsunddreißig kleinere Quadrate in sich umschließt. Nun schneide man von dem größeren Quadrat allen überflüssigen Rand fort und übergehe mit Tinte die in der Figur unserer Abbildung voll ausgezogenen (nicht bloß punktierten) Linien. Wie man sieht, handelt es sich darum, durch die Zeichnung acht Figuren herauszubringen, von denen vier die Gestalt eines großen lateinischen L und



Die vier großen lateinischen Z und die vier großen lateinischen L.

die vier weiteren die Gestalt eines großen lateinischen Z haben, beziehungsweise eine solche, aus der sich bei etwas gutem Willen der letztere Buchstabe herauslesen läßt. Man schneide die acht Figuren aus, mische sie tüchtig durcheinander und fordere einen Spielgenossen auf, aus ihnen das ursprüngliche Quadrat wieder herzustellen.

Bunte Blätter.

Ein deutlicher Wink. Die große Schauspielerin Rachel (1820—58), die geniale Wiedererweckerin der französischen Klassischen Tragödie, besaß einen sehr stark ausgebildeten Erverbsinn, dem sie oft genug in recht ungenierter Weise Ausdruck gab. — Nach einer Vorstellung des „Cid“ sandte ihr Alfred de Musset ein kostbares Strumpfband, von Froment-Meurice nach Art der vor 200 Jahren bei der vornehmen Welt in Gebrauch gewesenem Vorbildern ziseliert, das in Diamanten die frei nach der Inschrift des Hofenbandordens abgefaßte Devise trug: „Honny soit qui point ny pense.“ Eine englische Miß oder Mladny würde das zweifellos sehr übel aufgenommen haben; die Rachel aber war nicht prüde, sondern schrieb dem Spender: „Ich danke Ihnen für mein linkes Bein, das rechte wartet.“

Die Abnahme unserer Wandervögel. In jedem Frühjahr nach der Rückkehr der Zugvögel in unsere nördlicheren Reviere werden Klagen darüber laut, daß die Anzahl der wieder zu uns zurückkommenden immer mehr abnimmt. Das gilt nicht nur von den kleinen Singvögeln, sondern auch von den traulichen Schwalben, deren von Jahr zu Jahr sich steigende Abnahme überall wahrgenommen wird; wo in früheren Jahren sechs bis sieben Pärchen dieser holden Frühlingsboten ihre Nester bezogen, erscheint jetzt oft nur eins oder auch gar keines mehr. Man kann sich der traurigen Wahrnehmung nicht mehr verschließen, daß sich unsere Vogelwelt in steter Abnahme befindet. Daran ist nun offenbar zum großen Teil unsere immer mehr fortschreitende Kultur schuld, die immer intensiver werdende Land- und Forstwirtschaft, wodurch die Vögel mancher Lebensbedingungen, zumal genügender Nistgelegenheiten, beraubt werden. Als zweiter Hauptgrund ist aber die systematische Vertilgung der Vögel im Süden zu betrachten. Das hebt sehr zutreffend eine Zuschrift hervor, die kürzlich an die Wiener „N. Fr. Pr.“ gelangte, in der es hieß: „Der Vernichtungskrieg gegen die Singvögel, der in den südlichen Ländern, namentlich in Italien, jeden Herbst und Frühling, wenn die kleinen Sänger sich

auf der Reise befinden, geführt wird, hat bereits solche Dimensionen angenommen, daß die völlige Ausrottung dieser lieblichen und der Landwirtschaft nebstbei so nützlichen Geschöpfe — vor allem der Schwalben — nur noch eine Frage der Zeit ist. Der unlängst zu Stande gekommenen internationalen Konvention zum Schutze der Vögel haben sich England und Italien nicht angeschlossen, das heißt so viel, als daß die ganze an sich erfreuliche Aktion illusorisch wird. England betreibt einen schwunghaften Handel mit erotischen Federn und Vogelbälgen, wodurch schon ganze Vogelgeschlechter, wie die weißen Seeadler, Paradiesvögel, die anmutigen Kolibris und viele andre dem Verderben preisgegeben sind, und in Italien werden die Schwalben nach Millionen in Netzen gefangen, um aufgefressen oder in den Handel gebracht zu werden. — Und keine Hilfe! Sollten denn die in der Konvention vertretenen Staaten nicht im Stande sein, vielleicht auf gutlichem Wege, Italien dahin zu bringen, daß wenigstens der entsetzliche Massenfang und Massenmord der kleinen Singvögel eingestellt werde, ehe es zu spät ist? — Wir schließen uns diesem Wunsche von ganzem Herzen an, aber die Gerechtigkeit gebietet festzustellen, daß der Verkauf von lebenden und toten Singvögeln zum Verpflegen durchaus nicht nur in Italien, sondern leider auch bereits in Südtirol wahrzunehmen ist; man gehe nur über die Märkte in Bozen, Trient, Riva u. s. w., um das bestätigt zu finden. Und auch in Deutschland haben wir kein Recht, uns darüber zu entrüsten, solange noch der Drossel- und Krammetsvogelfang gestattet ist. Diesem Unwesen müßte zuerst ein Ziel gesetzt werden, erst dann läßt sich erwarten, daß sämtliche europäischen Staaten dem internationalen Übereinkommen zum Schutze der Vogelwelt beitreten, was freilich aufs dringendste zu wünschen wäre — ehe es zu spät!

Eine glänzende Doktorpromotion. Als die siegreichen preussischen Heerführer am Schluß der Befreiungskriege in die Heimat zurückkehrten, gedachte der Berliner akademische Senat ihnen ebenfalls seine dankbare Verehrung zu bezeugen. Selbstsamerweise nahm er aber anfangs Anstand, ihnen ohne vorhergegangene Verständigung die höchste Ehre zu bereiten, die seit Jahrhunderten eine wissenschaftliche Körperschaft verleihen kann. Man besorgte, die Helden des Schlachtfeldes möchten vielleicht den Schmuck des Doktorhutes als eine altväterische, pedantische Guldigung ansehen. Da trat zuerst der Staatskanzler Fürst Hardenberg dem Minister v. Schuckmann mit der Erklärung entgegen: „Meinerseits halte ich die Promotion für eine hohe Ehre.“ Das schlug durch, und gleichzeitig mit Hardenberg empfingen nun am 3. August 1814, dem Geburtstage Friedrich Wilhelms III., der greise Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstadt, Generalleutnant Graf v. Scharnhorst, General der Infanterie Graf York v. Wartenberg, Generalleutnant Graf Bülow v. Dennewitz, General der Infanterie Graf Tauentzien v. Bittenberg und der General der Infanterie Graf Kleist v. Nollendorf das Ehrendiplom eines Doktors der Philosophie.

David Kalisch († 21. Aug. 1872), der bekannte Possendichter, war auch im Leben ein Humorist von unbeflegbarer Laune. Als er in seiner letzten Krankheit sehr von Atemnot geplagt wurde, legte der ihn behandelnde Arzt dem furchtbar Abgemagerten ein großes Senfpflaster auf die Brust. „Seien Sie doch kein solcher Verschwender, Doktor,“ meinte der Patient sarkastisch, „das ist ja viel zu viel Senf auf so wenig Fleisch!“

Das Stiefelwisch-Sonett. Karl v. Holtei hatte einst zu Breslau in lustiger Gesellschaft gewettet, daß er ein Sonett auf die unsinnigsten ihm aufgegebenen Endsilben zu Stande bringen werde. Es handelte sich nur noch darum, diese letzteren zu bestimmen. Da sagte Karl Schall, dessen Blick gerade auf die Ankündigung eines neuen Stiefelwischrezepts in der Zeitung fiel: „Das ist ein Wink des Schicksals, lieber Freund; deine Endsilben heißen: achse, echse, ichse, ochse, uchse.“ Alles lachte, aber Holtei machte sich ernsthaft ans Werk, und so entstand folgendes Stiefelwisch-Sonett:

„Daß durch Chemie ein glänzender Werk erwachse,
Rühr du zusammen mit behender Achse
Der mystischen Mixturen myst'che Achse,
Dann kann's gebrauchen Preuße sowie Achse.“

Reichthum zwei Lot. Fehlt der, nimm Fett vom Dachs,
Des süßen Sirups dann fünfzig'ste Achse;
Vom Vitriol, so will's die Zauberge,
Ein Fünftel Lot: das ist die rechte Achse.

Saft 'ner Zitrone trauße in die Wäsche
Nicht faul, damit das Ganze und nicht hochse,*)
Und ohne daß der Wäscher jögernd druckse.
Gebrannter Jahn — doch nicht vom Fuchs und Luchse —
Vom Elefant vier Lot! — Zuletzt, du Achse,
Wasser ein Quart: so wird die Stiefelwische.“

Fürst Kaunitz (1711—1794), der österreichische Hof- und Staatskanzler, pflegte zu sagen: „Wenn man zwanzig Jahre alt ist, jagt man das Vergnügen zu Tode, in den dreißiger Jahren genießt man es, in den vierzigern gebraucht man es mit Muße, in den fünfzigern sucht man es und in den sechzigern vermischt man es mit Bedauern.“ Der berühmte Staatsmann vermochte nur mit Schaudern an das Sterben zu denken, und in seiner Gegenwart durften die Worte „Blattern“ und „Tod“ niemals erwähnt werden. Um ihn an das erstere nicht zu erinnern, durfte man sogar nicht einmal von der „Inokulation“ der Bäume (wegen der darin liegenden Gedankenverbindung mit dem „Impfen“) sprechen.

*) Provinzialismus — zum Narren halten.



Eierernte auf Laysan.

Eine Albatroskolonie.

Im Stillen Ozean, etwa 1000 Kilometer nördlich von Honolulu, liegt die kleine Insel Laysan, 3–5 Kilometer lang, 3 Kilometer breit. In früheren Jahren nisteten hier zahlreiche Kolonien verschiedener Arten von Seevögeln; als sich jedoch in neuerer Zeit eine Gesellschaft

gründete, um den jahrelang aufgehäuften Guano auszu-beuten, sind mehrere Arten weggeblieben. Heute findet man nur noch den Albatros (*Diomedea exulans*), von den Seeleuten „Kapschaf“ genannt, da er mit Ausnahme der schwarzen Schwingen rein weiß ist; daneben eine Abart mit dunkelbraunem Kopf und Schwingen und grau-rufigem Gefieder. Ihre Nester sind einfache Sandaus-höhlungen, in diese legt das Weibchen nur ein weißes,

12–15 Centimeter langes Ei, von dem sich der brütende Vogel nicht leicht verscheuchen läßt. Zur Legezeit werden die Eier in großer Anzahl geerntet und auf Schieblarren oder die Guanowägelchen der Gesellschaft verladen. Ob-schon die Eier nicht mehr ganz frisch an ihren Bestim-mungsort gelangen, werden sie doch von den Eingeborenen der Hawai-Inseln mit Vorliebe gegessen.



Brütende Albatrosse auf der Insel Laysan.

Die Seifenblase. Originalzeichnungen mit Text von A. Brinkmann.



1. Der Kurt, der in der Thüre sitzt,
Hat eben Seife sich stibigt,
Und bläst nun durch ein feines Rohr,
Das Seifenwasser schnell empor.



2. Schon löst sich eine Blase los,
So voll und rund — die wird famos!



3. Der Molly sieht sie mit Vergnügen
An seiner Schnauz' vorüberfliegen.



4. Jedoch der gute Kater Muckel
Strümpft voller Argwohn seinen Buckel.



5. Stolz steigt die Blase in die Höh',
Hier wohnt Herr Müller, der Rentier.



6. Der eine Brise nehmen muß,
Denn dies ist für ihn Hochgenuß.



7. Heppsch! heppsch! — das Ding ist heiter,
Er niest die schöne Blase weiter.



8. Die Blase steigt zum zweiten Stode,
Hier sieht sie Herr Studiosus Ischoffe.



11. Stolz steigt die Blase in die Höh',
Hier wohnt das Fräulein Redenzeh.



12. Schon spiegelt sich die rote Nase
Des Fräuleins in der schönen Blase.



13. Die Blase platt und geht in Fehn,
Laut schreit das Fräulein vor Entsehn.



14. Ganz oben auf dem Hängebrette
Hört dies der Malermeister Klette.

9. Und dieser will — was soll man sagen —
Die Blase mit der Pfeife schlagen.



15. „Boh Bomben,“ schreit er, „und Pistole,
Was fehlt denn da der alten Dohle?“



16. Kaum aber ist das Wort entflohn,
Da faßt er von dem Sitze schon.



17. Hinunter geht's wie Donnerwetter,
Zuerst auf Fräuleins Blumenbretter.



18. Dann sieht er einen Augenblick
Studiosus Ischoffe im Genick.



19. Und immer weiter geht's hinab —
Nun kriegt Herr Müller etwas ab.



20. Noch einmal wirbelt er im Kreise —



21. Und nun — beendigt ist die Reise! —
Das war ein Schrecken und Geraße, — Und alles um 'ne — Seifenblase.

Der Boß von Taroomba.

Von

Ernest William Hornung.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von
Mathilde Beck.

Achttes Kapitel.

„Drei Schatten“.

In diesem Abend zeigte sich Hermann Engelhardt von einer ganz neuen Seite — und zwar mit durchschlagendem Erfolg. Er fing an, Gedichte auf der mondbeschiedenen Veranda zu recitieren, und Naomi ließ ihn anderthalb Stunden gewähren. Sie veranlaßte ihn sogar dazu, denn eine geheime Unruhe über einiges, was an diesem Tage vorgefallen war, quälte sie. Es war ihr daher sehr lieb, daß sie nicht ihren Gedanken überlassen blieb, sondern gezwungen wurde, an etwas anderes zu denken. Engelhardt erwartete sich dieses Verdienst und förderte dadurch fast ebenso sein eignes Vergnügen wie seinen eignen Vorteil. Jedenfalls nahm Naomi, als sie sich des Abends auf ihr Zimmer begab, ein lebhafteres Interesse für den jungen Mann mit, als sie es bisher gefühlt hatte.

Aus inneren Beweggründen beschloß sie indessen über Nacht, sich in Zukunft mit ihrem Gast etwas weniger zu befassen. Sie war die ganze Zeit über in Bezug auf ihre Farmangelegenheiten zu vertraulich mit ihm gewesen. Das mußte aufhören. Ferner wollte sie ihn nicht mehr ermutigen, ihr sein Herz auszuschnitten, wozu er bisher bei der geringsten Ermunterung die Gelegenheit benutzte. Dieser Entschluß bedeutete Acht und Bann für alle Gegenstände, an denen sie gemeinsames Interesse nahmen. Naomi wußte dies und blieb doch bei ihrem Entschluß, denn sie bedachte, zu viel Sympathie von ihrer Seite könne dem jungen Manne schädlich sein. Die Erkenntnis dieser Thatsache kam ihr etwas plötzlich in der Nacht und hielt sie länger wach, als ihr angenehm war. Am nächsten Morgen stand sie mit dem Entschlusse auf, jede Unterhaltung zu meiden, die einen zu intimen Charakter tragen könnte. Statt dessen wollte sie ihren jungen Freund zu weiteren poetischen Vorträgen ermutigen. Offenbar war dies für ihn ein ebenso großes Vergnügen und weit ungefährlicher — wie Naomi in ihrer Unschuld glaubte. Aber auch sie schöpfte reine Freude daraus, denn Poesie war ihr etwas gänzlich Neues, und ihr Schülbling kannte so vielerlei und wußte alles so reizend wiederzugeben.

Es war in der That fast unglaublich, welche Zahl von Dichtern aller Jahrhunderte er auswendig wußte, und wie tadellos er die seltensten Stellen wiederzugeben verstand. Sogar die Namen der Dichter waren Naomi teils fremd. Infolge davon trugen ihre kritischen Bemerkungen oft den Stempel einer barbarischen Ursprünglichkeit, und mehr als einmal fand es Engelhardt unmöglich, still zu sitzen und sie zu Ende zu hören. Wiederholt sprang er vom Stuhle, schritt in heller Aufregung auf der Veranda auf und ab und fuhr sich mit allen fünf Fingern in die Haare, bis die schwarze Masse herzergerade in die Luft stand. In solchen Augenblicken gefiel er Naomi am besten.

Es war am Mittwoch morgen, als er ihr auf der nach dem Farmhof gehenden Veranda Tennysons „Thränen, müßige Thränen“ vortrug. Er legte seine innere Kraft, sein eigenstes Gefühl in die großartigen Verse. Besonders bei einer Stelle, zitterte seine Stimme vor Erregung. Es war der Ausdruck der Erschütterung einer ästhetischen Seele, die im Innersten gepackt und gerührt ist von der Schönheit des Gedankens und Wortes. Und Naomi sagte:

„Das ist famos! Aber das soll doch wohl keine Poesie sein?“

Mit weit aufgerissenen Augen, aus denen jede Spur von Nüchternheit verschwunden war, starrte er sie an. Er war sprachlos.

„Es reimt sich ja nicht,“ erklärte Naomi munter. „Rein,“ sagte Engelhardt, indem er sie streng anblickte. „Es soll auch nicht reimen. Es sind ja Blankverse.“

„Es ist ein ganz schlechter Vers, wenn Sie meine Ansicht hören wollen,“ sagte Naomi Pryse und nickte dazu, als wollte sie ihm damit den letzten Rest geben. Doch es trieb ihn nur von seinem Stuhl in die Höhe.

„Da hört doch alles auf!“ rief er und schritt geräuschvoll auf und ab, während Naomi lachte. „Da hört doch alles auf!“

„Bitte, geben Sie mir doch eine Erklärung,“ bat das Mädchen mit einer Demut, hinter der er den Schalk hätte erkennen müssen, wäre er weniger eingenommen gewesen. Aber immer noch rang er mit seiner inneren Empörung. „Ich kann nichts dafür, wenn ich unwissend bin,“ fügte sie wie gekränkt hinzu.

„Sie können wohl etwas dafür — das ist es ja gerade!“ antwortete er bitter. „Ich habe Ihnen eines

der schönsten Gedichte, die Tennyson je geschrieben, vorgelesen, und Sie sagen, es wären keine Verse. Verse, beim Himmel! Poesie ist es — glanzvolle Poesie!“

„Glanzvoll mag sie sein, aber wenn es sich nicht reimt, nenne ich es nicht Poesie,“ sagte Naomi beharrlich. „Gordon reimt immer.“

Mit Gordon, dem australischen Poeten, rückte sie stets ins Feld und stellte ihn jedem seiner englischen Varden ebenbürtig zur Seite.

Er zuckte mit den Achseln und starrte hinaus in den Hof, wobei er dem Mädchen den Rücken zuwandte. Naomi konnte sich nicht helfen vor unterdrücktem Lachen. Zum Glück hatte sie sich jedoch einigermaßen gefaßt, als er plötzlich kehrt machte und ihr ein entschlossenes Gesicht zuwandte. Sein ganzes Streben schien darauf gerichtet, sie zu überzeugen, daß Verse auch reimlos sein könnten. Anderthalb Stunden stand er da, fuhr mit der Hand in der Luft herum und trat mit den Füßen den Takt zu einer Reihe von Citaten aus Hamlet. Schließlich kam Mrs. Potter, die Köchin und Wirtschaftlerin, ganz aufgeregt aus der Küche gestürzt, da sie es offenbar für nötig hielt, ihre junge Herrin zu beschützen.

Wenn Naomi wollte, konnte sie so gut, so einfichtsvoll, so verständig sein. Aber sie wollte niemals sehr lange. Hermann hatte die Gewohnheit, auf Liebesgedichte zu kommen, und wenn sie ihm bei fünfen oder sechsen mit Beifall und Entzücken zugehört hatte, verlor sie plötzlich bei dem sechsten oder siebenten allen Ernst. Als sie seine poetischen Vorträge wieder einmal in Gang gebracht und Proben aus den vorzüglichsten Dyrkern gekostet hatte, fragte sie Engelhardt, ob er je etwas von einem Mann Namens „Swinton“ gelesen hätte.

„Swinburne,“ verbesserte Engelhardt.

„Sind Sie dessen sicher?“ sagte Naomi mißtrauisch. „Ich glaube, er heißt Swinton. Ich könnte fast darauf wetten!“

„Wo haben Sie seinen Namen gefunden?“ sagte der Klavierstimmer lächelnd und kopfschüttelnd.

„In der Vorrede zu Gordons Gedichten. Ich hole das Buch, und wir wollen sehen.“

Sie kam lachend zurück.

„Nun?“ fragte Engelhardt.

„Diesmal haben Sie recht! Uebrigens glaube ich noch lange nicht unbedingt, was jene Vorrede sagt. So hat sie zum Beispiel die Unverschämtheit, zu behaupten, Gordon hätte unter seinem Einfluß gestanden. Lassen Sie mich etwas von ihm hören, und wir werden bald sehen.“

„Etwas von Swinburne?“ Engelhardt dachte nach.

„Eins seiner Gedichte führt den Titel „Abschiednehmen“,“ sagte er endlich versuchsweise.

„Nun dann schließen Sie los,“ sagte Naomi. Dabei schickte sie sich an, ihm mit einem so unsympathischen Ausdruck auf ihrem hübschen Gesicht zuzuhören, daß er einen andern Weg schauen mußte, ehe er anfangen konnte. Gewöhnlich war das Gegenteil der Fall. Es gelang ihm indessen, sich in das Gedicht einzuleben:

„Ihr Lieder, laßt uns fliehn, — sie will nichts hören, —
Furchtlos von dannen ziehn, sie wird's nicht wehren;
Gieb Ruhe, Herz, es ist der Mai entschunden,
Die Zeit der Lieder und der selgen Stunden,
Vorbei, was heilig einst; nichts ist geblieben!
Sie liebt nicht mich, noch euch, wie wir sie lieben.
Und fangen wir zu ihr in Engelschören —
Sie wollt's nicht hören.“

Laß fort uns fliehn von hier; sie will nichts wissen,
Laß uns die Segel mit den Winden hissen,
Im Wellengischt des Sturms auf Hilfe hoffen!
Nicht giebt es Hilf' für das, was uns betroffen,
Die Welt ist finster, bitter wie die Thränen.
Und würd' ich künden ihr des Herzens Sehnen — —

„Halten Sie einen Augenblick ein,“ sagte Naomi. „Ich bin in Verlegenheit. Ich kann nicht weiter zuhören, bis ich etwas weiß.“

„Bis Sie was wissen?“ sagte Engelhardt, der sich nicht gern unterbrechen ließ.

„Um was handelt es sich eigentlich — wer ist denn diese sie?“ rief Naomi neugierig.

„Wer diese — sie — ist?“ wiederholte Hermann, die Worte laut vor sich hinsprechend.

„Ja, ja, wer ist sie denn eigentlich?“

„Das weiß ich selbst nicht!“

„Ganz wie ich es mir dachte!“

„Auch ist es mir einerlei. Hat das vielleicht mit der Schönheit des Gedichtes etwas zu thun?“

„Das will ich mir nicht anmaßen zu behaupten. Ich weiß nur, daß es für mich persönlich einen großen Unterschied macht.“

„Warum aber?“

„Weil ich wissen möchte, wer sie gewesen ist!“

„Aber, allmächtiger Himmel,“ rief Engelhardt, „können Sie sich das nicht selbst vorstellen? Es bleibt Ihrer Phantasie überlassen, sich ein Bild davon zu machen.“

Achselzuckend wandte er sich von ihr ab, und wieder

schritt er in schnellerem Tempo auf der Veranda auf und nieder. Er war sichtlich geärgert. Sie beobachtete ihn mit Augen, aus denen Uebermut und Freude glänzten.

„Es giebt doch kein größeres Vergnügen, als Sie in Harnisch zu bringen!“ pläzte sie ein paar Minuten später in einer Anwendung von Offenheit heraus. „Sie gefallen mir am besten, wenn Sie mich aufgeben und mich als unrettbar verloren meinem Schicksal überlassen!“

Sofort glättete sich seine Stirn, und lächelnd trat er wieder an ihren Stuhl heran.

„Warum, Miß Pryse?“

„Soll ich es Ihnen sagen?“

„Bitte.“

„Nun denn, weil Sie sich und mich vergessen, wenn ich Sie reize. Und wenn dies der Fall ist, dann sind Sie herrlich, Mr. Engelhardt!“

Im nächsten Augenblick bedauerte Naomi ihre Worte; aber es war zu spät, um das Gesagte ungeschehen zu machen. Er fuhr zwar lächelnd fort, aber sein Lächeln war weder naiv noch unbewußt, ebenso wenig wie seine poetischen Vorträge in den nächsten paar Stunden. Seine Zuhörerin that ihr Schlimmstes, um ihn aus sich selbst emporzustacheln, sie brachte es nicht fertig. Dann versuchte sie das andre Extrem und begeisterte sich mehr als er selbst über dieses und jenes, aber er ließ sich nicht mitreißen. Er hatte sich in die Höhle seines eignen Selbstbewußtseins zurückgezogen, und alle Versuche, ihn wieder herauszulocken, waren vergebens. Als er endlich hervorlam, war es weder Vorbedacht von seiner Seite noch die Folge der geschickten Versuche ihrerseits, und der Augenblick war für beide gleich überraschend.

Es war spät am Nachmittag jenes selbigen Mittwochs. Sie befanden sich wieder auf der Veranda, die den Blick auf das endlose Flachland bot. Sie saßen beide schweigend und weit auseinander. Sie hatten sich nicht gestritten, aber Engelhardt war zu dem Entschlusse gekommen, das Feld zu räumen. Er war über die ganze Sache mit seinem gefunden Menschenverstand zu Rat gegangen und grübelte, auf der ruhigen Veranda sitzend, immer noch vor sich hin. Er sah gequält aus; jedenfalls hatte er auch Naomi gequält und nicht wenig belästigt. Sie hatte es aufgegeben, ihn von sich selbst loszureißen, aber sie wußte, daß er sich gerne Gedichte herjagen hörte, und war gern bereit, ihm zu lauschen, wenn sie ihm einen Gefallen damit thun konnte. Sie selbst verlangte nicht besonders danach, ihn zu hören. Es geschah einzig und allein um feinetwillen, daß sie das Buch, das sie las, beiseite legte und den Gegenstand zur Sprache brachte.

„Haben Sie den Vorn der Gedichte, die Sie auswendig wissen, ganz erschöpft, Mr. Engelhardt?“

„Ich fürchte, ja, Miß Pryse. Und ich meine, Sie müßten dankbar sein, dies zu hören.“

„Jetzt fischen Sie,“ sagte Naomi mit einem Nicken, wenn auch nicht mit ihrem süßesten. „Wir haben uns zwar über alle Ihre kostbaren Dichter gestritten, aber gerade deshalb möchte ich, daß Sie noch einen neuen ans Tageslicht beförderten. Sehen Sie nicht, wie es mich nach einem netten Streite gelüstet? Heraus mit dem Unbekannten, damit ich ihm eins auswaschen kann!“

„Aber ich kann sie doch nicht alle auswendig — ich bin doch kein wanderndes „Goldenes Schatzkästlein“.“

„Befinnen Sie sich!“ befahl Naomi. Wenn sie in diesem Tone sprach, gab es keinen Ungehörigen, das hatte er schon herausgefunden.

„Haben Sie je von Rossetti — Dante Gabriele Rossetti gehört?“

„Was für ein Tier?“ rief Naomi.

Er wiederholte noch einmal den ganzen Namen des Dichters. Sie schüttelte den Kopf. Sie lächelte jetzt, denn sie hatte ihren Zweck erreicht.

„Es giebt ein kleines Gedicht von ihm — eine Perle —, das ich früher einmal lernte,“ sagte Engelhardt zweifelhaft. „Ich bin nicht sicher, ob ich mich seiner noch entsinne, und ich möchte es nicht entstellen dadurch, daß ich es nicht mehr kann. Aber auch Sie dürfen keinen Spott damit treiben, wenn ich mich noch erinnern sollte.“

Die Sache hat wohl eine heilige Verwandtschaft?“

Er lachte. „Nein, das nicht. Im Gegenteil, eine höchst unheilige! Einst gelobte ich, diese Verse zu dem ersten Lied, das ich komponieren würde, als Text zu nehmen.“

„Vergessen Sie nicht, daß Sie es mir widmen müssen! Wie heißt das Gedicht?“

„Drei Schatten.“

„Lassen Sie hören.“

„Gut. Aber ich liebe es, und Sie müssen mir versprechen, nicht zu lachen.“

„Fangen Sie an,“ sagte sie ernsthaft.

Und er fing an:

„Ich schaute und sah deine Augen,
Beschattet von lockigem Haar,
Wie des Wanderers Blicke sich senken
In des Waldbachs Wellen klar.“

Wie schön, unter schirmenden Bäumen
Zu weilen, zu trinten hier,
Zu rasten und zu träumen
In Einsamkeit mit dir."

"Weiter," sagte Naomi, Beifall nickend.

Bis dahin war sein Antlitz dem ihrigen standhaft zugewandt gewesen, denn er hatte seinen Stuhl verlassen und sich am Rande der Veranda zu ihren Füßen niedergelassen, ehe er angefangen. Ohne die Augen zu senken oder mit dem Lid zu zucken, fuhr er fort:

"Ich schaute und sah dein Herz,
Beschattet vom Auge so hold,
Wie auf des Stromes Grunde
Der Taucher sieht das Gold.
Dem heißen Sehnen, das mich befällt,
Gewährt meine Seele Raum.
So kalt ist ohne dich die Welt,
Der Himmel — nur ein Traum!"

"Nun, so schlimm wird es doch wohl nicht sein?" sagte Naomi lachend. Sie hatte er so gefühlvoll, so langsam, mit einem solchen Blick in den Augen gesprochen. Offenbar bot sich da eine Gelegenheit zum Lachen.

"Soll ich weiter fortfahren oder nicht?" sagte Engelhardt in verzweiflungsvollem Ernst.

"Natürlich fahren Sie fort! Ich bin höchst begierig, zu erfahren, was Sie sonst noch gesehen haben."

Die Verführung, die Augen zu senken, war jetzt auf ihrer Seite. Sein Blick war so schwer zu ertragen, seine Stimme so sanft geworden.

"Ich schaute und sah deine Liebe,
Beschattet im Herzen tief,
Wie der Fischer fand die Perle,
Die im Dunkel des Meeres schlief.
Und ich flüsterte leis wie der Abendwind,
Erschauend im innersten Sein: —"

Hier hielt er inne. Ihre Augen leuchteten. Er konnte es nicht sehen, weil die feinen getrübt waren.

"Weiter," sagte sie, heftig nickend, "bitte, weiter!"

"Das ist alles, was ich noch weiß."

"Unsinn! Was haben Sie vor sich hingemurmelt?"

"Ich vergaß es."

"Das ist nicht wahr."

"Ich sagte alles, was ich sagen wollte."

"Aber nicht alles, was ich hören will. Ich will das Ganze wissen."

Jetzt schlug er dennoch die Augen nieder. Eine Sekunde später hasteten sie wieder auf ihrem Antlitz, und ein tollkühnes Leuchten blühte jäh in ihnen auf.

"Es sind nur noch zwei Zeilen," sagte er, "und Sie erfahren sie besser nicht."

"Ich muß aber," sagte sie. "Wie lauten sie?"

"Ich weiß, du kannst lieben, trautes Kind, Gehört die Liebe mein?"

"Nein — ich fürchte, nicht," sagte Naomi schließlich.

"Ich dachte es mir."

"Aber auch keinem andern — auch keinem andern!"

Sie hatte sich über ihn geneigt, und ihre eine Hand ruhte auf seinem Nacken, so gültig, so natürlich — als wären sie Mutter und Kind.

"Sie lieben keinen andern?" rief er freudig. "Sie sind also nicht verlobt?"

"Doch," antwortete sie traurig, "ich bin verlobt."

Und jetzt mußte Naomi erfahren, wie es thut, das Feuer eines strahlenden Auges zu ersticken, einem hoffnungsfreudigen jungen Antlitz den Stempel der Angst und Verzweiflung aufzudrücken. Sie konnte es nicht ertragen. Sie nahm das Haupt mit den wirren Haaren zwischen ihre weichen Hände und drückte es herunter auf das offene Buch in ihrem Schoße, bis die angstvollen Augen nicht mehr in die ihrigen sahen. Und wie die Mutter ihr Kind beruhigt, so streichelte sie ihn und liebte ihn und murmelte zu ihm, bis er wieder ruhig mit ihr reden konnte.

"Wer ist es?" flüsterte Engelhardt, als er sich endlich von ihr losgemacht hatte und ihr mit fest aufeinander gepreßten Lippen fest ins Antlitz schaute. "Was ist er? Wo ist er? Alles will ich von ihm wissen!"

"Dann schauen Sie über Ihre Schulter, und Sie werden ihn sehen."

In der That war gerade ein Reiter geräuschlos in dem schweren Sand um die Ecke des Hauses geritten. Monty Gilroy blickte stirnrunzelnd aus seinem Sattel auf die beiden nieder.

Neuntes Kapitel.

Keine Hoffnung.

"Ich fürchte, ich habe eine sehr interessante Unterhaltung geführt," sagte Gilroy, die Zähne durch den Bart zeigend.

Naomi lächelte kühl.

"Und wenn ich zugebe, daß es so ist, Monty?"

"Dann bedaure ich, kann es aber nicht ändern," antwortete der Verwalter, indem er vom Pferde sprang und den Zügel an den Haken eines Verandapostens hing.

"Das dachte ich mir," sagte Naomi trocken, hielt ihm aber dennoch die Hand entgegen.

Gilroy war stehen geblieben, ehe er den Fuß auf die Veranda gesetzt hatte. Er stierte Engelhardt an, dessen Blick weit in der Ferne über Sand und Gestrüpp hinaus an dem verblässenden Himmelsstreif hingen. Ein geistesabwesender Ausdruck lag auf seinem blassen, sprechenden Antlitz. Als sich Gilroys Stimme vernehmen ließ, war Hermann nicht aufgestanden. Er hatte sich nur auf seinem Stuhl herumgedreht.

Indessen schien er den Verwalter weder zu sehen noch zu beachten, obwohl der letztere, weiß im Gesicht vor Entrüstung, in seiner ganzen Länge vor ihm stand.

"Nun, Herr Klavierstimmer, heben Sie sich weg von hier! Ich bin herüber geritten, um Miß Pryse in dringenden Geschäften zu sprechen..."

"Wobei Sie offenbar Ihre Manieren zu Hause gelassen haben," bemerkte die junge Dame, "sonst würden Sie wohl kaum meine Gäste von meiner Veranda und aus meiner Gegenwart hinwegbefehlen!"

"Wollen Sie dann gefälligst mit dem Menschen sprechen?" sagte Gilroy mürrisch. "Er scheint taub zu sein, und ich bin nicht zu meinem Amüsement hereingeritten. Ich sagte schon, daß es in wichtiger Angelegenheit sei, Naomi."

"Mr. Engelhardt!" sagte Naomi sanft. Sofort wandte er sich ihr zu. "Mr. Gilroy," fuhr sie fort zu erklären, "ist von den Hütten hereingekommen, um einiges mit mir zu bereden. Wollen Sie uns vielleicht eine kleine Weile verlassen?"

"Gewiß, Miß Pryse." Er erhob sich in plötzlicher Verwirrung. "Ich bitte Sie um Verzeihung. Ich dachte an etwas anderes."

Nur bei Naomi entschuldigte er sich; Gilroy hatte er nicht angesehen. Ehe er um die Ecke des Gebäudes bog, blickte er über seine Schulter zurück; er konnte nicht anders. Instinktiv fühlte er, daß ein Blick auf die Begrüßung der Verlobten wesentlich zu seiner Heilung beitragen würde. Er sah, wie Naomi, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt, die Hände fest auf die Lehne des Weidenstuhls stützte, an der einen Augenblick früher ihr Kopf gelehnt hatte. Ueber diese Scheidewand hinaus hatte Gilroy ein so heftiges Wortgefecht auf sie eröffnet, daß Engelhardt sich erst überlegte, ob er die beiden allein lassen sollte. Während er zauderte, warf ihm das Mädchen jedoch einen Blick zu, der ihm zu gehen befahl und der zu gleicher Zeit deutlich bedeutete, daß sie sich vollkommen im Stande fühlte, für sich selbst Sorge zu tragen.

Sobald Hermann nicht mehr in ihrem Gesichtskreise war, wandte er dem Gehöft entschlossen den Rücken zu. Er nahm sich vor, es für eine Weile zu meiden und nachzudenken. Er betrat jedoch nicht die Fichtenpflanzungen, worin er in den letzten drei Tagen so oft mit Naomi gewandert war, denn jene Stunden erschienen ihm jetzt, da sie vorüber, als eine Zeit des reinsten Glücks. Er schlug den breiten, sandigen Weg ein, der an den Ställen vorbei zwischen den Gefindewohnungen und Viehhöfen hindurch führte. Hinter den Höfen zur Rechten ging die Sonne unter; noch weiter rechts, wo sich die Schafhöfe befanden, stieg eine gelbe Wolke wie eine Sandfäule in dem rosafarbenen Licht empor. Engelhardt verstand nur wenig von dem Farmerleben, doch immerhin genug, um zu erkennen, daß ein Rubel Schafe für die Nacht in den Hof hereingetrieben wurde. Er beschloß, hinzuschlendern, um sich die Sache anzusehen; doch ehe er die Stelle erreichte, war schon alles vorüber. Drei Pferde trabten in der Richtung nach der Pferdeweide davon, während zwei Knechte und der Oberaufseher Tom Chester, mit Sätteln und Zaumzeug beladen, von dem Hofe herkamen.

"Hallo, Engelhardt, noch hier?" sagte der letztere fröhlich, als sie bei einander waren. "Wie steht's mit dem Arm?"

"Ich danke, vorzüglich. Morgen geht's fort."

"So, so. Wollen Sie mit zurück nach der Farm kommen und meiner Toilette beistehen?" Siebzehn Meilen von den Hütten entfernt, habe ich Schafe zusammen getrieben. Wir haben die ganze Herde für die Nacht in die Höfe hier einquartiert, und ich selbst werde in der Parade mein Nachtquartier aufschlagen."

"Wie Mr. Gilroy vermutlich."

"Zum Teufel, der auch? Ist er denn von den Hütten hereingekommen?"

"Ja, vor etwa zehn Minuten."

Chester schaute finster drein.

"Sie hörten wohl nicht, weshalb?"

"Um Miß Pryse in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen. Das ist alles, was ich weiß."

"Man sollte doch meinen, Gilroy hätte von der gestrigen Unterhaltung für eine Weile genug bekommen. Ich bin draußen gerade mit dem Zusammenreiben der Schafe beschäftigt, aber als ich gestern Abend in die Hütten zurückkam, erfuhr ich alles, was vorgefallen war. Einige der Leute kamen als eine Art Deputation zu mir. Sie hassen Gilroy ungefähr ebenso wie ich; und sie möchten ihn von hier fort haben. Wenn er

vernünftig ist, kam er herein, um selbst seine Entlassung zu erbitten."

Tom Chester warf Sattel und Zaumzeug über das Geländer, als sie an dem Stalle vorüberkamen, und schritt, ohne ein weiteres Wort zu reden, quer über den Farmhof auf die kleinen weißen Baracken zu. Engelhardt folgte ihm in sein Zimmer und setzte sich auf sein Bett. Er fühlte, daß sie sich gegenseitig verstanden.

"Sie scheinen mir Gilroy nicht besonders zu lieben?" sagte er, während Chester sein Rasiermesser abzog.

"Nein," erwiderte Tom Chester nach einer Pause. "Aber Miß Pryse liebt ihn!" rief Engelhardt bitter aus.

Der andre machte wieder eine Pause. Er seifte gerade sein Kinn ein. "Sie auch nicht," sagte Tom schließlich kalt.

"Nicht? Aber wie ich höre, ist sie doch mit ihm verlobt?"

"Jedenfalls trägt sie keinen Ring."

"Wollen Sie mir nicht erzählen, wie es eigentlich um die Angelegenheit steht?" fragte Engelhardt möglichst gleichgültig, aber sein Herz klopfte stark.

"Erzählen?" sagte Tom Chester, indem er aufmerksam in den Spiegel schaute und dabei sein Rasiermesser schwang. "Gewiß. Es wundert mich nicht, daß Sie erfahren möchten, wie so ein schönes Mädchen dazu kam, sich mit einem gottverlassenen Kerl, wie dieser Gilroy es ist, zu verloben. Ich selbst weiß es nicht. Ich war zur Zeit von Mr. Pryse noch nicht hier. Jedermann sagt aber, der Alte wäre ein prächtiger Mensch gewesen. Das Schlimmste, was er je gethan haben soll, ist, daß er Gilroy aufgenommen, weil er eine Art Verwandter seiner verstorbenen Frau ist — Nachgeschwisterkind von Miß Pryse, weiter nichts. Er war Oberaufseher hier, als der Hof sein eigener Verwalter war, und nach dessen Tode bekam Gilroy natürlich die Verwaltung. Ja, und dann bekam er auch das Mädchen — Gott weiß, wie. Sie wußte, daß ihr Vater eine gute Meinung von dem Burschen hatte, und ohne Zweifel fühlte sie selbst, daß es die einfachste Art wäre, sich der Schwierigkeiten und der Verantwortung, die auf ihr lagen, zu entziehen. Damals, als er ihr das Versprechen ablockte, war sie noch ein paar Jahre jünger; aber ich wette, was Sie wollen, daß er sie nie dazu bringen wird, es zu halten."

Nur mit Mühe war der Klavierstimmer still auf dem Bett sitzen geblieben, als er diesen scheinbar unparteiischen Bericht über das Verlöbniß anhörte, das seinen Geist wie in Erstarrung hielt, seitdem er davon erfahren hatte. Tom Chester sprach mit vielen Pausen, die von dem tragenden Tone des Rasiermessers bei der Berührung mit einem dreitägigen Barte ausgefüllt waren. Als er von der Wette sprach, legte er das Messer gerade in sein Futteral.

"Ich kann es nicht glauben," sagte Engelhardt. "Sie meinen also, daß er sie nicht heiraten wird?" fügte er ängstlich hinzu.

"Teere die Wunde," bemerkte Chester in der Schererformel, indem er einen Schnitt betupfte, den er unter seinem rechten Kinn entdeckt hatte. "Wie? Heiraten? Natürlich wird sie das nicht."

Engelhardt wartete, während Tom ausgiebige Abwaschungen vollzog und seine Wäsche wechselte. Dann gingen sie zusammen nach der Hofveranda, fanden diese jedoch leer. Als sie um das Haus herumgingen, schlug ihnen bald der Ton von Stimmen an das Ohr. Die Gutsherrin und ihr Verwalter weilten trotz der eingetretenen Finsternis noch auf der hinteren Veranda und sprachen immer noch mit erhobener Stimme. Erst Tom Chesters Rächeln half Engelhardt, die volle Bedeutung der an sein Ohr schlagenden Worte zu ermessen. Gilroy sagte:

"Gut denn, Naomi. Sie wissen es ohne Zweifel am besten. Sie wollen Ihr Schiff selbst steuern, wie Sie sagen. Das ist alles sehr schön. Wenn aber Chester noch weiterhin in den Hütten bleibt, so wird es Krawall geben, das können Sie mir glauben."

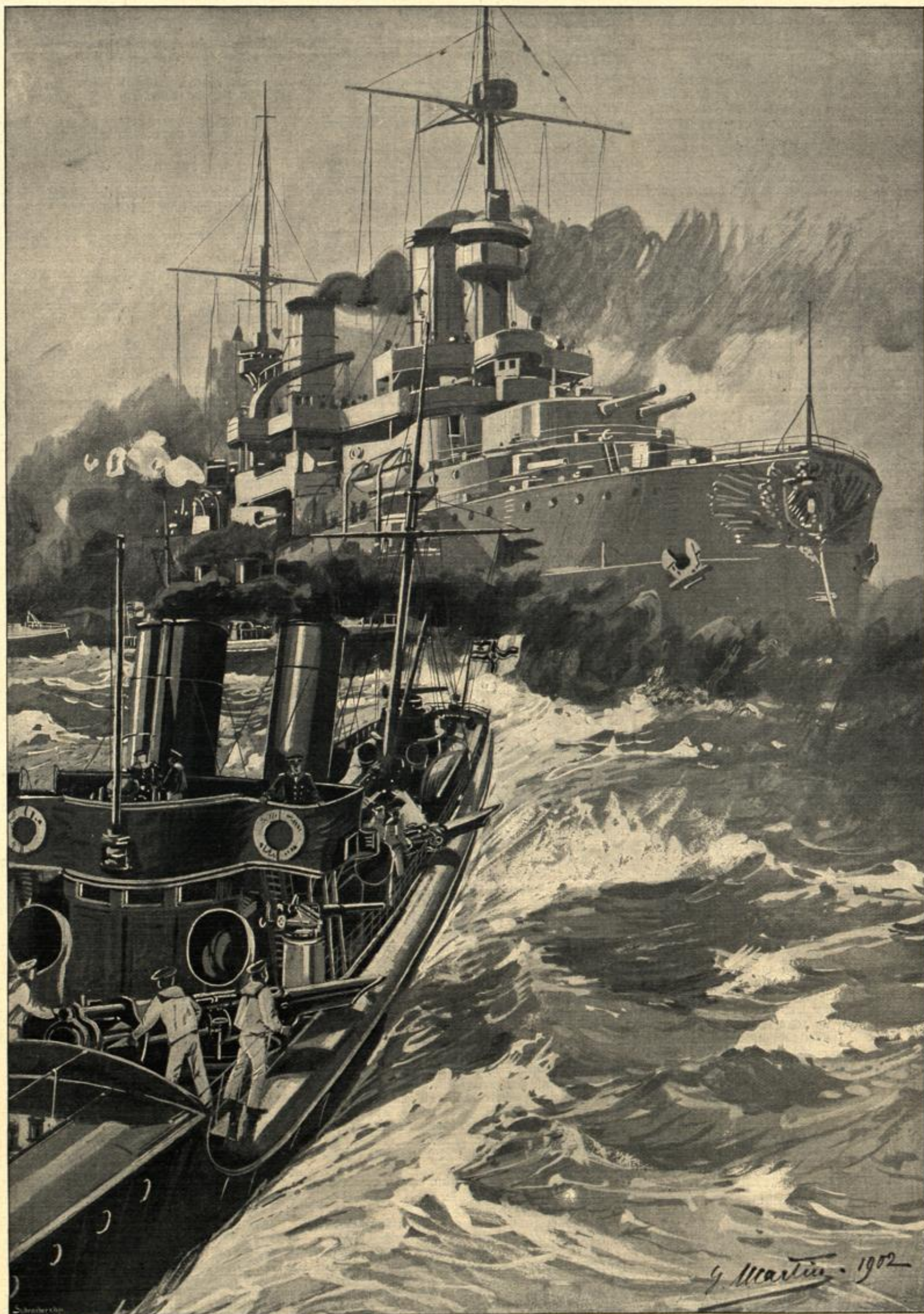
"Zwischen wem?" forschte Naomi.

"Zwischen Tom Chester und mir. Ich sage Ihnen, daß er die Leute gegen mich aufhetzt. Sie selbst richteten gestern Unheil genug an; doch als er hereinkam, machte er es noch schlimmer. Mag es auch unziemlich sein für den Hüttenmeister, ich kann es nicht ändern: ich werde mich mit ihm in einen Kampf einlassen müssen."

"Mit wem?" fiel Chester lebhaft ein, denn in diesem Augenblick waren er und Engelhardt auf dem Schauspiel erschienen.

"Mit Ihnen," erwiderte Naomi entschlossen. "Sie kommen gerade recht, Mr. Chester. Ich bedaure nur, zu hören, daß Sie beide Ihren Kampf nicht in den Hütten ausgefochten haben."

"Das ist es also?" sagte Chester und blickte von dem Mädchen zu Gilroy, der seinen Mund noch nicht aufgethan hatte. "Sie beabsichtigen demnach, die Sache auszukämpfen? Mir soll es recht sein. Ich bin bereit. Seitdem ich Sie kenne, Gilroy, habe ich eine Gelegenheit herbeigewünscht, um mich mit Ihnen zu messen."



Moderne Typen der deutschen Kriegsmarine. Originalzeichnung von G. Martin.

Das war klar und deutlich genug. Alle warteten auf eine Antwort des Verwalters.

„Sie verlangen demnach von mir, mein Herr, daß ich Ihnen in Gegenwart von Miß Pryse antworte?“ sagte er schließlich aus der Dunkelheit heraus, die die Farbe seines Gesichtes verbarg.

„Im Gegenteil, es wäre mir weit lieber, Sie kämen mit zu den Ställen hinunter und antworteten mir dort. Aber Sie könnten mir hier vor Miß Pryse wiederholen, was Sie hinter meinem Rücken von mir gesagt haben.“

„Fällt mir gar nicht ein.“

„Dann muß ich es für Sie thun,“ sagte Naomi fest.

„Immer zu,“ entgegnete Gilroy. Und die Hände tief in die Taschen versenkend, schlenderte er selbstbewußt davon. Sein Pferd folgte ihm auf den Fersen; die Zügel hatte er durch den Arm gezogen.

„Ich kann mir schon alles denken, Miß Pryse,“ begann Tom Chester. „Ich danke Ihnen, aber Sie brauchen sich nicht die Mühe zu nehmen, es mir zu wiederholen.“ Einen Augenblick später ging er dem Verwalter nach; Engelhardt folgte, und Naomi blieb, wo sie war. Sie hatte keinen Finger gerührt, um den Kampf zu verhindern, der, wie sie selbst sah, noch näher bevorstand, als der sich dachte, der sie vor fünf Minuten davor gewarnt hatte.

„Wollen Sie Ihren Rock ausziehen?“ sagte Chester, als er Gilroy zwischen dem Wohnhaus und den Ställen einholte.

„Halten Sie das für wahrscheinlich?“ fragte Gilroy, ohne sich umzuwenden.

„Das kommt darauf an, ob Sie ein Mann sind oder nicht. Das Licht ist für beide Teile gleich. Jedenfalls giebt es im Stall Laternen. Wollen Sie dort Ihren Rock ausziehen?“

„Um Ihre Willen? Verwalter und Oberaufseher? Seien Sie kein Thor, Tom!“

„Ich will Ihnen in der aller kürzesten Frist zeigen, wer der Thor ist,“ sagte Chester, indem er Gilroy entschlossenen Schrittes folgte. „Ich habe nie geglaubt, daß Sie viel Courage im Leibe hätten, aber bei Gott, ich glaube, Sie besitzen nicht den Mut einer Maus!“

Gilroy führte sein Pferd weiter, ohne zu antworten. „Besitzen Sie etwa den Mut einer Maus?“ schrie ihm der Oberaufseher ins Ohr. Gilroy zitterte. Er wandte sich um, als sie den Stall erreichten.

„Ziehen Sie also Ihren Rock aus,“ sagte er mürrisch. „Ich werde den meinigen drinnen lassen.“

Gilroy führte das Pferd in den Stall. Statt jedoch seinen Rock auszuziehen, stellte sich Tom Chester, die Arme in die Seiten gestemmt und die Augen auf die offene Stallthür heftend, wartend hin.

„Werden Sie den Rock nicht ausziehen?“ sagte eine eifrige, etwas nervöse Stimme neben ihm. „Wollen Sie am Ende gar nicht mit ihm kämpfen?“

Es war der junge Musiker, und der Wunsch, zu sehen, wie dem Verwalter eine tüchtige Tracht Prügel verabfolgt würde, lag im Kampf mit seinem angeborenen Widerwillen vor allem, was einem heftigen Austritt ähnlich sah. Er selbst konnte heftig sein, wenn sein Blut in Wallung geriet, aber im normalen Zustand war ihm schon der Klang erhobener Stimmen im höchsten Grade unsympathisch.

„Ich wußte ja gar nicht, daß Sie auch da seien,“ bemerkte Chester mit einem Blick auf die schwächliche Gestalt an seiner Seite. „Beim Himmel, ja; ich will mit ihm kämpfen, wenn er es wagt. Das glaube ich aber erst, wenn ich es sehe. Deshalb mag er zuerst den Rock ausziehen. Der Bursche hat nicht den Mut einer... ich wußte es ja! So habe ich es mir gerade gedacht!“

Chester es Engelhardt klar wurde, was dies alles bedeuten sollte, war ein Pferd aus dem Schatten der Stallthür aufgetaucht. Ueber den Umriß des Pferdes erschien ein Manneskopf mit einem Schlapphut. Mit einem Peitschenschlag auf die Flanke des Tieres, einem Hieb und einem Fluch für Tom Chester verschwand Gilroy galoppierend im Dunkeln. Chester war vorwärts gesprungen, aber nicht schnell genug. Als der Hieb an ihm vorbeigefahren war, raffte er sich zusammen, als ob er dem Reiter zu Fuß nachjagen wollte. Dann aber stand er still und blickte ihm kaltblütig nach.

„Das nächste Mal, mein Freund,“ rief er, „wird dir ein ehrlicher Kampf nicht mehr geboten werden. Bei allen Göttern, an seinem schmutzigen Kragen will ich ihn packen und ihn mit derselben Peitsche, die er eben in der Hand trägt, das Fell so windelweich gerben, daß er glaubt, die letzte Stunde seines elenden Lebens hätte geschlagen. So behandelt man Feiglinge und Schurken hierzulande. Kommen Sie, Engelhardt. Oder nein, wir wollen warten und sehen, welchen Weg er einschlägt, wenn er zu dem Thor kommt. Eben ist er im Begriff, es aufzumachen. Dort hätte ich ihn erwischen können, wäre mir der Gedanke beizeiten gekommen. Jetzt ballt er gegen uns die Faust. Wahrlich, er soll die meinige fühlen, ehe er einen Tag älter ist! Er schlägt den Weg nach dem Städtchen ein. Da wird

er wohl betrunken wie ein Narr nach den Hütten zurückkehren, und wenn ihn die Leute nicht in die Wassergrube tunken, soll mich das sehr überraschen.“

„Und Miß Pryse will so einen Kerl heiraten!“ rief Engelhardt, als sie zurück nach dem Hause gingen. „Nein, das wird sie nicht,“ sagte Chester vertrauensvoll.

„Aber es besteht doch eine Art von Verlöbniß.“

„Ganz recht. Morgen würde es indes aufgelöst werden, wenn ich Miß Pryse erzählen wollte, wie blödsinnig er sich auf den Hütten benimmt. Die Leute machen genau mit ihm, was ihnen gefällt. Er stürzt sich auf die Harmlosen, Unschuldigen, er legt ihnen Gelbstrafen auf und übergeht ihre Schafe, wogegen er nicht um die Welt gewagt hätte, jenem Burschen Simons ein einziges Wort zu sagen. Ich versichere Sie, gestern Abend hätte es einen Streik gegeben, wenn ich nicht gewesen wäre. Die Leute kamen mit ihren Klagen zu mir, und ich sagte ihnen meine Meinung. Dann schied mich der Kerl wieder zum Eintreiben der Schafe fort, so weit wie er nur irgend kann, und während der Zeit reitet er herein, um Miß Pryse zu veranlassen, mir den Abschied zu geben. Natürlich, das war sein Plan. So ist der Kerl. Aber hier steht Miß Pryse auf der Veranda, und ich glaube, wir lassen den Gegenstand besser fallen.“

Naomi selbst kam nicht mehr darauf zurück. Möglicherweise hatte sie von der Veranda genug gesehen und gehört, um den Rest erraten zu können. Jedenfalls kam Monthy Gilroys Name nicht mehr über ihre Lippen, weder in dem Zeitraum, der dem Mittagessen vorherging, noch während der Mahlzeit, bei der sie sich fröhlich mit den jungen Männern unterhielt, die zu ihren beiden Seiten saßen. Sie bestand darauf, ihnen das Fleisch zu schneiden, trotzdem der Geschwähigere von ihnen dagegen sich verwahrte. Naomi plapperte unaufhörlich — und, wenn möglich, noch mehr mit Engelhardt wie mit dem Oberaufseher. Es konnte indes keine Frage sein, wer von diesen beiden am meisten mit ihr sprach. Engelhardt war schüchterner und unbeholfener als bei seiner ersten Mahlzeit in Taroomba, der Naomi nicht beizuwohnt hatte. Sofort nach Tisch verschwand er, und Naomi mußte sich für den Rest des Abends mit Tom Chesters Gesellschaft begnügen.

Dieser war zu jeder Zeit ein guter Gesellschafter. Bei der gegenwärtigen Gelegenheit aber war er besonders willkommen, da Miß Pryse einige Angelegenheiten mit ihrem Oberaufseher zu besprechen hatte. Engelhardt wurde daher über eine Stunde lang nicht vernimmt, aber er kam überhaupt nicht wieder. Als Chester um elf Uhr pfeisend in die Baraden ging, fand er ihn in den Kleidern auf dem Bett liegend.

„Hallo, mein Sohn, sind Sie krank?“ sagte Tom, das Zimmer betretend. Der ausgegangene Mond schien wie durch eine Laterne von allen Seiten hell in die Stube herein.

„Nein, ich danke Ihnen, es geht mir ganz gut. Ich war nur schläfrig.“

„Es kommt mir nicht so vor, als ob Sie sehr schläfrig wären! Miß Pryse wußte gar nicht, was das bedeuten sollte. Sie gab mir den Auftrag, Ihnen zu sagen, daß Sie ihr mindestens hätten gute Nacht wünschen können.“

„Das kann ich jetzt noch thun!“ rief Engelhardt, von dem Bett herunterspringend.

„O, jetzt ist es zu spät,“ sagte Chester und lachte etwas unfreudlich, indem er ihm den Weg versperrte. „Meinen Sie etwa, ich wäre früher gegangen, als es nötig war? Kommen Sie mit auf mein Zimmer, ich habe Ihnen allerlei Neues zu erzählen.“

Die beiden Zimmer waren dicht bei einander. Nur der enge Gang, der ohne Stufe oder Thür in den Farmhof führte, trennte sie. Ein starres, entschlossenes Gesicht kam zum Vorschein, als Tom Chester mit einem Streichholz das Licht anzündete. Es war das Gesicht des Klavierstimmers, denn Tom betrachtete sein eignes Spiegelbild, und ein seltsames, charakteristisches Lächeln umspielte dabei seine Lippen. Er war nicht eingebildet, besaß aber ein schönes Selbstvertrauen. Der Oberaufseher von Taroomba war einer der schneidigsten, entschlossensten und zuverlässigsten jungen Männer in den Prairien von Neusüdwest.

„Die Neuigkeit,“ hub er an, indem er sich von dem Spiegel abwandte und seine Halsbinde löste, „wird Sie vielleicht überraschen. Ich selbst habe schon lange darauf gewartet. Ich sagte Ihnen doch, daß Miß Pryse demnächst ihr faules Verlöbniß auflösen würde, nicht wahr? Nun wohl, heute nachmittag hat sie es gethan.“

„Gott sei Dank!“ rief Engelhardt.

„Amen!“ kam es lachend aus Chesters Mund. Er hatte dem Ton und Blick des Klavierstimmers keine Aufmerksamkeit geschenkt. Er zog gerade seine Remontoiruhr auf.

„Und wird er weiterhin Verwalter bleiben?“ fragte Engelhardt nach einer Weile.

„Nein, das ist gerade der Punkt. Miß Naomi hat ihm offenbar ziemlich deutlich gesagt, daß sie ohne ihn

fertig werden könnte, und bei näherer Ueberlegung scheint er sie beim Wort genommen zu haben. Vor einer Stunde erhielt sie ein Schreiben, daß sie ihn niemals wiedersehen würde. Er schickte von dem Städtchen aus einen Burschen damit hierher.“

„Wollen Sie sagen, daß er überhaupt nicht wiederkommt?“

„So ist's. Ich wette, daß er diese Absicht schon hatte, als er von dem Thor aus die Faust gegen uns ballte. Der ganzen Farm mit allen Leuten, besonders aber ihrem Boß selbst galt diese Drohung. Sie soll ihm seine Sachen und seinen Check in die Stadt nachschicken, wo man ihn sicherlich schwer betrunken auffinden wird. Gott sei Lob, daß wir den Himmel los sind! Natürlich wollte er sie ihres Geldes wegen heiraten. Aber die Augen sind ihr noch beizeiten ausgegangen, und — durch Schaden wird man klug.“

Als er fertig gesprochen hatte, war auch die Uhr aufgezoogen. Es war eine goldene Uhr, und er legte sie sorglos auf den Toilettentisch, so daß der Schein des Lichtes auf das Monogramm der Rückseite fiel.

„Er hat wohl kein eignes Vermögen?“ forschte Engelhardt mit eiferfüchtigem Blick auf die Uhr.

„Keinen roten Heller,“ sagte Tom Chester verächtlich. „Er lebte von dem alten Boß und gedachte nach seinem Tode weiter von der Tochter zu leben. Er ist arm wie eine Kirchenmaus.“

Der Klavierstimmer war es auch. Er sagte es zwar nicht, doch schwebten ihm die Worte auf den Lippen. Er sprach überhaupt nichts mehr, bis der Oberaufseher endgültig im Bett lag. Da veranlaßte ihn ein plötzlicher Gedankenblitz zu der Frage:

„Haben Sie etwas mit Chester, Wilkinton und Killock, dem größten Wollgeschäft drunten in Melbourne, zu thun?“

„Ob ich etwas damit zu thun habe?“ wiederholte Tom lächelnd. „Ich denke wohl, da ich Chesters Sohn bin.“

„Ich habe sagen hören, daß Sie mehr Farmen im Riverinabezirk Ihr Eigen nennen als irgend eine andre Firma oder Gesellschaft.“

„Ja, diese hier ist ungefähr die einzige in der Umgegend, mit der wir nichts zu thun haben. Deshalb kam ich auch hierher, um mir die Sache einmal anzusehen.“

„Demnach brauchen Sie Miß Pryse nicht um ihres Geldes willen zu heiraten. Sie haben weit mehr als sie selbst. Ist es nicht so?“

„Zum Donnerwetter, was meinen Sie eigentlich, Engelhardt?“

Chester hatte sich kerkzengerade in seinem Bett aufgesetzt. Der Klavierstimmer stand noch an seinem Fuß, und das ganze Feuer seines Wesens war in seinen Augen konzentriert.

„Was ich meine?“ rief er. „Was liegt daran, was ich meine? Ich sage Ihnen, daß sie mehr von Ihnen hält, als sie je von Gilroy gehalten hat. Sie sprach dies in unzweideutigen Worten aus. Ich rate Ihnen, Ihr Glück zu versuchen und zu gewinnen!“

Er hielt ihm seine rechte Hand entgegen.

„Das ist meine Absicht,“ sagte Tom Chester, indem er sie gutmütig ergriff. „Ja, das ist mein Spiel, und jedermann muß es wissen, denn ich habe es ehrlich und mit offenen Karten gespielt. Möglicherweise verliere ich; aber ich hoffe zu gewinnen. Gute Nacht, Engelhardt! Soll ich morgen früh nach Ihnen sehen? Wir gehen schon bei Tagesanbruch.“

„Dann bemühen Sie sich nicht. Ich wünsche Ihnen Glück!“

„Ich danke, mein Junge! Das wünsche ich mir auch!“
(Fortsetzung folgt.)

Am Meer.

Es dunkelt der Abend am Meer;
Grau kommen die Nebel gezogen.
Was lange schon wandert nicht mehr
Kommt wandernd daher —
Am Meere, am Meer
Erwacht mit den brandenden Wogen,
Was lange schon wandert nicht mehr.

Der Freunde der Jugend am Meer
Sedent' ich mit träumenden Sinnen.
Dahin, die ich liebte so sehr —
Das Leben so leer!
Am Meere, am Meer
Strömt heimlich die Thräne nach innen —
Dahin, die ich liebte so sehr!

Groß über den Dünen am Meer
Erstrahlen wie leuchtende Kerzen
Die Sterne so ruhig und hehr.
Herz, Klage nicht mehr!
Am Meere, am Meer
Wie klein sind die menschlichen Schmerzen,
Die ruhigen Sterne wie hehr!

Ans: „Ausgewählte Gedichte“ von Ernst Ziel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.



Gesamtauficht von Stonehenge bei Salisbury (England).

Was giebt es Neues?

Länder- und Völkerkunde.

Die Ruinen von Stonehenge. Das bedeutendste Denkmal Europas aus vorgeschichtlicher Zeit ist Stonehenge (sprich: Stohnhennsch) in Wiltshire, nördlich von Salisbury in England. Es gehört zu den sogen. monolithischen Monumenten, die aus riesigen Steinblöcken aufgerichtet sind; der größte Teil des Bauwerks liegt in Trümmern, aber die gewaltigen Reste lassen noch ziemlich deutlich die ursprüngliche Anlage erkennen. Den äußeren Abschluß bildete eine in Kreisform angeordnete Reihe mächtiger Sandsteinpfeiler, die oben durch Decksteine verbunden waren. Nach innen folgt ein zweiter Kreis kleinerer Pfeiler von blauem Granit, und in diesem, ein nach Nordosten geöffnetes Hufeisen bildend, fünf alle übrigen Teile des Baues überragende Trilithen (zwei nebeneinander stehende und mit einem Horizontalstein verbundene Pfeiler) aus Sandstein, von denen nur noch zwei mit ihrem eingezapften Deckstein völlig erhalten sind. Innerhalb dieses Raumes ist wieder ein kleiner Ring von Steinen und ganz in der Mitte ein großer, breiter und flacher Altarstein. Ein in der Sylvesternacht 1900 wütender Sturm stürzte einen der äußeren Pfeiler um, wobei der Deckstein in drei Stücke zerbrach. Der Besitzer, Sir E. Antrobus, hat, nachdem er vergeblich den Staat zum Ankauf der Ruinen von Stonehenge zu veranlassen gesucht, nunmehr die nötigen Herstellung- und Schutzarbeiten selbst angeordnet; sie begannen mit der Wiederaufrichtung des am meisten gefährdeten Steinkolosses, des sogen. angelehnten oder geneigten Steines (leaning stone), der seit langem in einem Winkel von 63 Grad drohend über dem Altarstein hing, wie die Striche auf unserer Abbildung andeuten. Es zeigte sich, daß der Pfeiler noch $2\frac{1}{2}$ Meter tief in der Erde steckte. Bei dieser Gelegenheit wurden auch frühere Nachgrabungen fortgesetzt und genaue Messungen zur Orientierung der Ruinen vorgenommen, so daß sich

nun endlich das Dunkel, das bisher über diesem Bau frühester Vorzeit und seiner Bestimmung lagerte, zu lichten beginnt. Es darf wohl als feststehend angenommen werden, daß Stonehenge ein Sonnentempel gewesen ist, der, zugleich, wie die größeren Steinkreise der nordischen Länder überhaupt, eine astronomische Anlage darstellte, dazu bestimmt, dem Ackerbau treibenden Urvolk, das ringsherum seine Sige hatte, den Kalender zu versehen. Der in der Mitte eines solchen Kreises stehende Priester bestimmte an dem Auf- oder Untergang der Sonne über einem bestimmten Stein des Kreises das Herannahen einer gewissen Jahreszeit (zum Säen oder Ernten u. s. w.) und damit auch die Länge des Jahres. Ein solcher Termin war vor allem der Mittsommerstag (21. Juni), an dem die aufgehende Sonne, vom Altarstein aus gesehen, gerade über dem 250 englische Fuß vom Mittelpunkt des Tempels entfernten astronomischen Stein aufgeht — genau in dem schmalen Streifen zwischen den beiden aufreichtstehenden Steinen des großen Trilithen, von denen jetzt nur noch der oben erwähnte „angelehnte Stein“ da steht. Noch heute wird Stonehenge in der Morgenfrühe des 21. Juni von großen Menschenmengen besucht, die dieses Schauspiel genießen wollen. Auf unserer Abbildung ergänzen die Striche den Trilithen, während die mit Pfeilen versehene Linie die Achse des Tempels bezeichnet. Die Lage des astronomischen Steines mag nach Ansicht der englischen Forscher im Laufe der Jahrtausende wohl etwas verändert worden sein, um die Einstellung für eine spätere Zeit zu berichtigen. Sir Norman Lockyer und F. C. Penrose haben unter Zuhilfenahme aller in Betracht kommenden Daten und Korrekturen nun den Zeitpunkt berechnet, wann der Sonnenaufgang am 21. Juni genau in der Achse des Tempels stattgefunden hat und danach als Erbauungstermin das Jahr 1680 vor unserer Zeitrechnung festgesetzt; nimmt man eine Fehlergrenze von 200 Jahren an, so erhält man einen Spielraum von 1500 bis 1900 v. Chr. Nach den bei den Ausgrabungen gemachten Funden hatte schon vorher Dr. Gowland den Bau in den Beginn der englischen Bronzezeit, d. h. in die Jahre 2000 bis 1800 v. Chr., verlegt, was also mit der vorhin erwähnten Berechnung gut zusammenstimmt.

Unterrichtswesen.

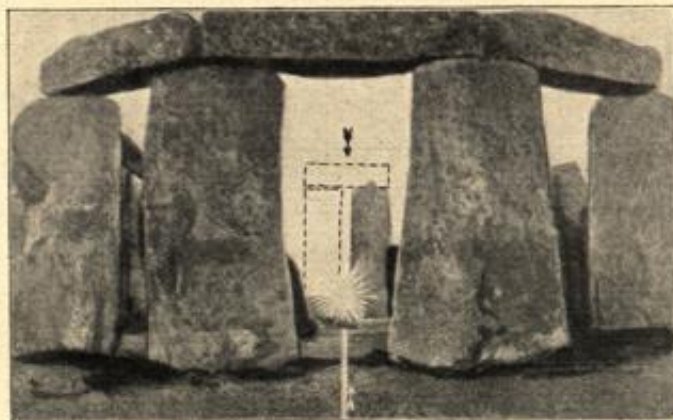
Die Zahl der das Polytechnische Institut zu Friedberg in Hessen besuchenden Techniker ist in der letzten Zeit ganz rapid gestiegen, so daß die bisher in Gebrauch befindlichen Räumlichkeiten des alten Augustinerklosters bei weitem nicht mehr ausreichen. In der jüngsten Stadtverordnetenversammlung wurde beschlossen, als Notbehelf bis zur Fertigstellung des projektierten großen neuen Akademiegebäudes auf dem Schulhofe einige Baracken als Zeichensäle zu errichten, und entsprechende Beträge für Herstellung und Einrichtung bewilligt.

Militär und Marine.

Der „neue Griff“ beim Präsentieren, der neulich bei der Potsdamer Garde zum erstenmal zur Vorführung kam, wird wie folgt beschrieben: Aus der Zeit des „Soldatenkönigs“ kennt man Bilder von Grenadieren, „langen Kerlen“, die mit der linken Hand gestreckten Armes das Gewehr senkrecht halten, während die Rechte (mit rechtwinklig gebogenem Arm) das Gewehr in der Brusthöhe festhält. So bot sich auch der neue „historische“ Griff bei der diesjährigen Frühjahrssparade dem obersten Kriegs-

herrn dar. Er klappte in schneidiger Ausführung während des Vorbeimarsches; der führende Offizier salutierte, und sobald er den Säbel wieder aufnahm, ging die Truppe wieder ins „Gewehr über“.

Freitagaberglaube. Die White Star Line macht gegen einen alten Aberglauben Front, indem sie die Verfügung traf, daß künftighin einer der Dampfer der Gesellschaft jeden Freitag New York verlassen möge, um die Reise nach Liverpool anzutreten. Der „Cymric“ hat vor kurzem den Reigen dieser Freitagsschiffe eröffnet, und gestaltete sich diese Abfahrt zu einem wahren Ereignis im New Yorker Hafen, da Freitagsschiffe dort bisher nicht vorgekommen waren. Nicht nur die Mannschaft des erwähnten Dampfers hatte dem alten Aberglauben getrotzt, — es hatte sich auch eine große Anzahl Passagiere eingefunden, und ist zu hoffen, daß das Beispiel der englischen Linie Nachahmer finden und daß dem Hafen ein Arbeitstag mehr gewonnen sein werde.



Sonnenaufgang am Mittsommerstage (21. Juni) in Stonehenge, vom Altarstein aus gesehen.

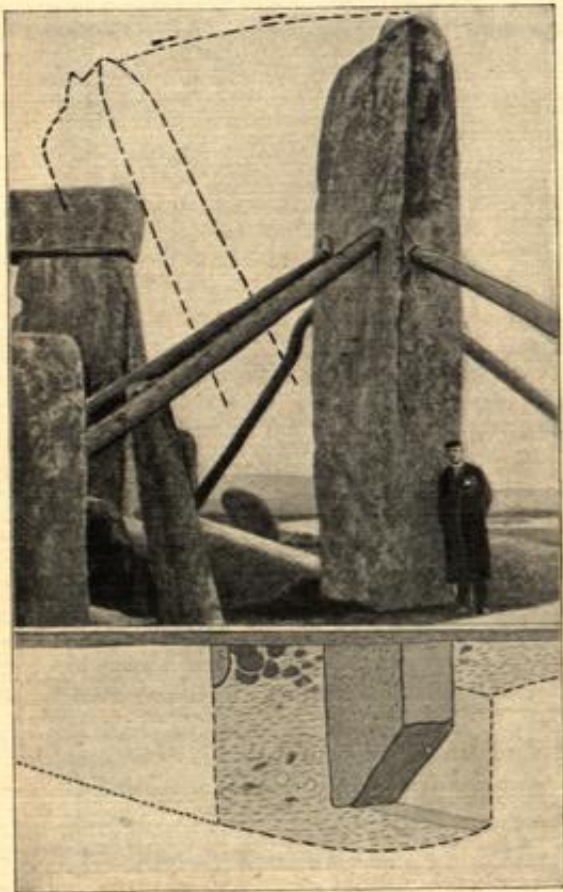
Zeitgeschichte.

Dr. Justin Louis Emile Combes, der neu ernannte französische Ministerpräsident, ist 1835 in Roquecourbe im Departement Tarn geboren. Nachdem er in der Medizin promoviert hatte, erwarb er auch noch das literarische Doktorat. In seinem heimatlichen Departement war er zuerst Mitglied, dann Vorsitzender des Generalrats. Nachdem er 1876 zum Bürgermeister von Pons gewählt worden war, wurde er unter der Präsidentschaft Mac Mahons während der Krisis von 1877 abgesetzt, doch noch in demselben Jahre wiedergewählt. Im Jahre 1885 wurde er zum ersten, 1894 zum zweiten Male für die Untere Chamber in den Senat gewählt, dessen Vorstand er 1893 und 1894 als Vizepräsident angehörte. Vom November 1895 bis April 1896 war er Unterrichtsminister im Kabinett Bourgeois; in dieser Eigenschaft beämpfte er die Verhätigkeit der religiösen Orden, und es ist für die gegenwärtige Richtung der französischen Politik bezeichnend, daß seine damalige Haltung jetzt seine Berufung an die Spitze des Kabinetts mit veranlaßt hat. Auch in schriftstellerischer Thätigkeit hat sich Combes als einen entschiedenen Gegner des Ultramontanismus bekundet. Im Senat war er Vorsitzender der Gruppe der demokratischen Linken.



Phot. E. Picon, Paris.

Dr. Combes, der neue französische Ministerpräsident.



Der wieder aufgerichtete sogenannte „angelehnte Stein“ von Stonehenge.

Denkmäler.

Das Kaiserin Elisabeth-Denkmal, das am 22. Mai in Territet-Montreux feierlich enthüllt wurde, ist eine Schöpfung des Bildhauers Antonio Chiattone in Lugano. Es zeigt die hohe Frau auf einer Bank sitzend. Der linke Arm stützt sich auf ein Stück Gemäuer, der Kopf ist sinnend auf die Hand gelehnt; die Rechte hält ein Buch; der Arm ist herabgesunken, die Lektüre macht dem Nach-

Litteratur und Kunst.

Die Stellung, die sich die moderne Frau auf allen Gebieten errungen hat, wird durch den siebenten Band der Neuen Revidierten Jubiläums-Ausgabe von Brockhaus' Konversations-Lexikon in interessantester Weise beleuchtet. Nicht weniger als 20 Seiten sind der Frau, der Frauenarbeit, der Frauenfrage, den Frauenkrankheiten, dem Stimmrecht, Studium und den Vereinen der Frauen u. s. w.

Rücksicht auf den Zolltarif die mit Getreidehandel und den Getreidepreisen u. s. w. sich beschäftigenden Artikel gerade gegenwärtig wichtig sind. Die prächtige Ausstattung des siebenten Bandes mit Tafeln und Karten darf nicht unerwähnt bleiben. Die Chromotafeln sind wieder ebenso meisterhaft wie die revidierten Karten und Pläne und die vielen in Holzschnitt ausgeführten Tafeln. Der Preis von 12 Mark für einen solchen Luxusband ist für jedermann erschwinglich und — eine gute Kapitalanlage!

Die größte Musikschule der Welt ist das Guildhall-Konservatorium in London. Die Zahl seiner Schüler übersteigt gegenwärtig 3000, und die Schule hat im letzten Jahre die stattliche Summe von 28 252 Pfund Sterling, das sind über 565 000 Mark, eingenommen. Von dieser Summe haben die Lehrer, 140 an der Zahl, ungefähr 500 000 Mark erhalten. Die Schule ist in der Lage, von ihren eignen Einnahmen zu leben.

Angelsächsische.

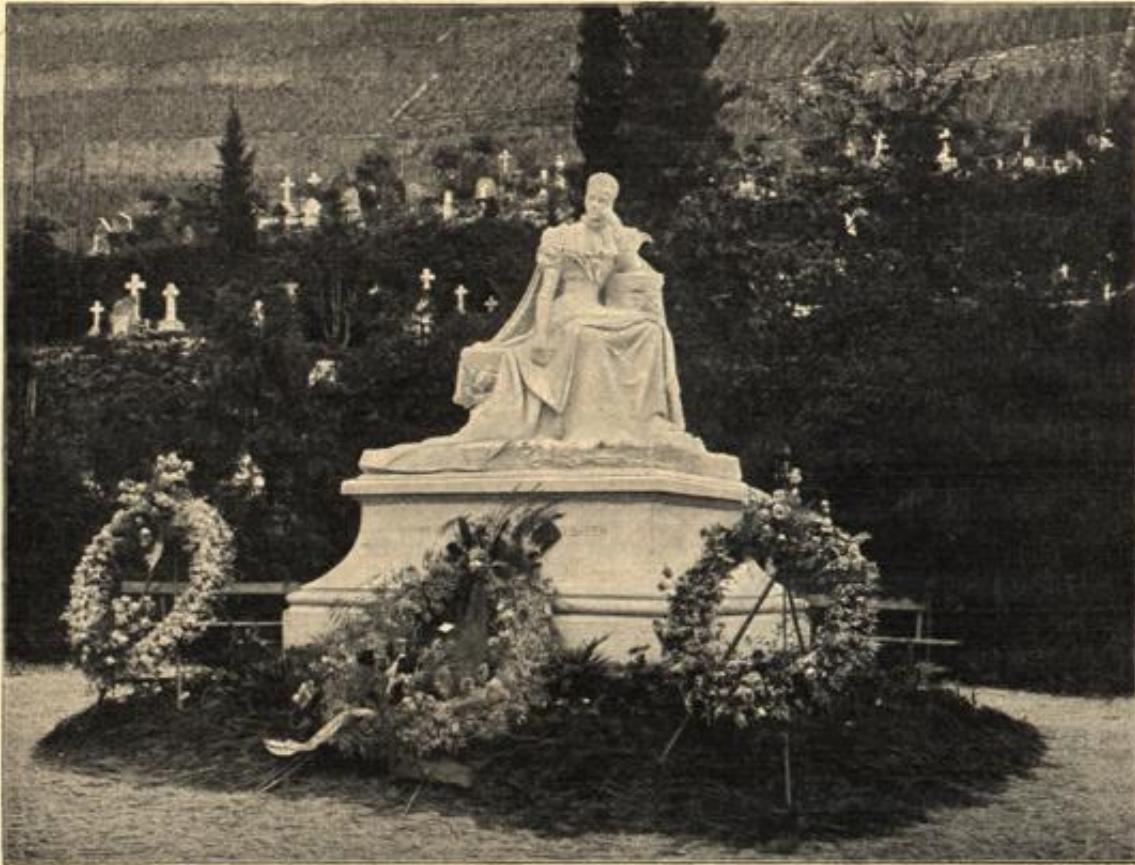
Einen Fall von Alunvergiftung teilt Dr. Aramoff in einem Budapest medizinischen Fachblatt mit. Ein dreißigjähriger Ministerialbeamter benutzte den Alun zur Herstellung des allgemein bekannten Gurgelwassers, indem er sich eine, allerdings sehr starke, Lösung des Mittels in Wasser bereitete. Bei Benutzung dieses Gurgelwassers verschluckte er versehentlich einen kleinen Teil davon. Es entwickelte sich sofort eine schwere Entzündung des Magens; der unvorsichtige Patient mußte sich innerhalb 48 Stunden nicht weniger als 89mal erbrechen. Die Empfindlichkeit des Magens war so groß, daß er nicht einmal Wasser bei sich behalten konnte. Auch die Nieren zeigten schwere Reizerscheinungen. Der Patient fühlte sich sehr krank und war erst 13 Tage nach der Vergiftung wieder genesen. Dieser Fall zeigt recht sinnfällig, wie vorsichtig man in der Verwendung gewisser Gurgelwässer sein muß; gerade der Alun gilt stets für ein überaus harmloses Mittel. Viel gefährlicher noch als der Alun ist das chlorsaure Kali, dessen Lösungen gleichfalls als Gurgelwasser außerordentlich beliebt sind. Das chlorsaure Kali ruft sehr leicht die schwersten Vergiftungen hervor und sollte gerade Kindern, die oftmals große Ungeklärtheit beim Gurgeln zeigen, niemals zum Gurgeln überlassen werden.

Statistisches.

Frauenarbeit in Frankreich. In den letzten Jahrzehnten hat sich die Erwerbstätigkeit der weiblichen Bevölkerung in Frankreich ausgedehnt; 1866 betrug die Zahl der erwerbstätigen Frauen und Mädchen 4 642 000 oder 30 Prozent, 1896 dagegen 6 382 000 oder 35 Prozent, die absolute Steigerung beträgt also mehr als ein Drittel. Bezüglich der Landwirtschaft ist ein strikter Vergleich schwer durchführbar; 1896 kamen auf zwei landwirtschaftliche Arbeiter eine Arbeiterin im Durchschnitt. Am stärksten ist das weibliche Element in der Textilindustrie vertreten, stark auch in der Nahrungsmittelindustrie. Im Handelsgewerbe waren 1896 296 000 (gegen 158 000 in 1866) Frauen tätig; auch hier ist das Verhältnis zur Männerarbeit 1:2. Zu den freien Berufen hat sich die Frauenarbeit ungefähr vervierfacht, und im Transportgewerbe, Post- und Bankwesen stieg die Zahl der beschäftigten Frauen von 15 000 in 1866 auf 164 000 in 1896.

Miscellen.

Die Steuern der Milliardäre. Die Steuerkommission in New York veröffentlicht eine Liste der direkten Steuern, die von etwa hundert der reichsten Leute der Vereinigten Staaten bezahlt werden. Die Familie Vanderbilt steht an der Spitze und schlägt den Rekord der Steuerpflichtigen. G. W. Vanderbilt bezahlt 8 Mill. Mark, W. A. Vanderbilt 4 Mill. Mark, Alice Vanderbilt 4 Mill. Mark, A. G. Vanderbilt 2 Mill. Mark, B. G. Vanderbilt 1 Mill. Mark und der arme C. Vanderbilt nur 400 000 Mark. Carnegie und Rockefeller bezahlen jeder 4 Mill. Mark.



Post. L. Diarmid, Montreux.

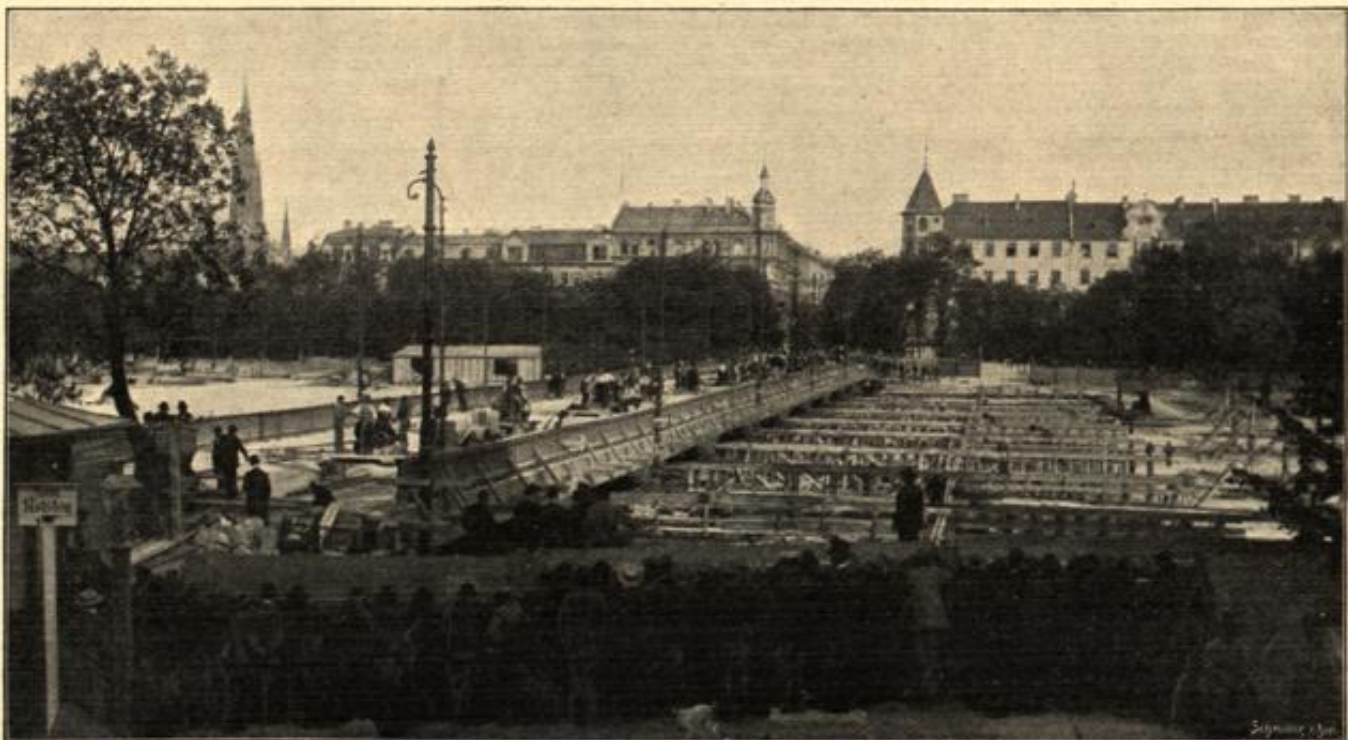
Das Denkmal der Kaiserin Elisabeth in Territet-Montreux. Von Antonio Chiattone.

denken Platz. Die Kaiserin ist kostbar gekleidet; das weit hinabreichende, über den ganzen Sockel sich ausbreitende seidene Kleid ist an der Taille mit Spitzen besetzt; die Hände stecken in langen Lederhandschuhen; quer über den Schoß ist, zu angenehmer Unterbrechung der breiten Fläche, ein Brotattuch gelegt, von dessen einer Ecke eine Quaste herabhängt. Von den Schultern gleitet ein Mantel nach links hin über die Bank hernieder. Die Gestalt ist ins Profil gerückt, während der feine Kopf, um den sich in mehrfachem dichten Kranz die geflochtenen Haare legen, nach vorn gewendet ist. Die Ausführung in Marmor zeigt jene Virtuosität, auf die die moderne italienische Skulptur so großen Wert legt; die Stoffe sind alle aufs genaueste charakterisiert, das Detail bis ins letzte Fältchen hinein mit aller nur denkbaren Feinheit herausgearbeitet.

Technik.

Als ein technisches Novum muß die kürzlich in München erfolgte Verschiebung der Reichenbachbrücke, die 170 Meter Länge, 11 Joche und ein Gewicht von 1 200 000 Kilogramm hat, um 25 Meter seitlich bezeichnet werden. Die Ausführung war der Firma Sager & Wörner übertragen, die nach umfassenden Vorarbeiten — Abhebung der Fahrbahn, deren Trennung von den Jochen durch starke Querbalken und Fußschrauben, Einschlebung von Formröhren, mit den Öffnungen sich gegenüberstehenden Eisenschienen u. dergl. — die Verrückung der Brücke mittels Winden und Drahtseilen am 3. Juni in Angriff nahm; 24 Stunden darauf lag sie bereits auf ihrer neuen Stelle. Die Fahrbahn zum künftigen Standort der Brücke war etwas geneigt, die Brücke selbst lief in den Eisenschienen auf Stahlkugeln. Die Seitwärtsbewegung wurde durch elf auf der Brücke selbst stabile Hebewinden mittels Drahtseilen, die über ebenfalls stabile, am Bestimmungsort der Brücke verankerte Rollen liefen, bewirkt. Je drei Winden unter jedem Joch waren zur Verminderung des Druckes bestimmt. Die Wanderung der Brücke selbst war dem Auge kaum sichtbar. An der Stelle der fortgerückten Brücke kommt eine neue steinerne zu stehen, die innerhalb Jahresfrist fertiggestellt sein soll; die umfassenden Korrekturen am Mauerwerk nehmen raschen Fortgang. Die Damm- und Uferbauten, sämtlich aus Beton hergestellt, lassen die reizvolle Schönheit des Bildes nach deren Vollendung bereits klar erkennen.

gewidmet, Stichworte, die man vor wenigen Jahrzehnten noch in Werken dieser Art meist vergeblich gesucht hätte. Der siebente Band ist aber auch sonst ein trefflicher Beweis, wie es der Brockhaus versteht, auf allen Gebieten das Neueste zu bringen, ohne daß er dabei das bewährte Alte vernachlässigt. Die jüngste Schöpfung des menschlichen Erfindergeistes, die Funkentelegraphie, mit deren Hilfe die auf den Wogen des Ozeans zerstreuten Schiffe miteinander und mit dem Festlande in Verbindung treten können, ist in gemeinsamer Weise mit Unterstützung zahlreicher Abbildungen dargestellt, wie überhaupt klare Fassung ein Vorzug der technischen Artikel des Brockhaus ist. Bei jedem, der im Heere gedient hat oder noch dient, werden die Artikel über Geschosse und Geschütze in ihrer ausführlichen, durch zahlreiche Abbildungen unterstützten Darstellung Interesse erregen. Unter den auf das wirtschaftliche und soziale Leben bezüglichen Stichwörtern seien nur die zahlreichen Artikel: Gewerbefreiheit, die österreichischen Gewerbevereinigungen, Gewerbeberichte, Gewerbegesetzgebung u. s. w. genannt, neben denen auch mit



Die Verschiebung der Reichenbachbrücke in München.

Neue Bücher und Schriften.

Hansjakob, Heinrich, „Lezte Fahrten“. Ill. von Carl Viebig. Stuttgart, Verlag von Adolf Bong & Co. 4. — Der lang gehegte, durch zahlreiche Briefe und Einladungen noch lebendiger gewordene Wunsch, die berühmten österreichischen Schriftsteller Hansjakob und St. Florian zu sehen, verlor die alten, lieben Pfarrer zu St. Martin in Freiburg noch einmal zu weiterer Wanderung, zu der Reise, die er als „Lezte Fahrten“ in Tagebuchform hier schildert. Das Hansjakob es verheißt, selbst von kleinen Wegen was herzubringen und auch von kurzen Fahrten was erzählen zu können, wolle seine Leser zwar längst, hier aber zeigt er diese seltene Kunst erst recht. Auch dem Kleinsten, was am Wege geht und liegt, weiß er Bedeutung abzugewinnen, für den Geringsten wie das Geringste hat er ein es belesendes Wort und hohes Verständnis für das, was an Großes und Erhabenes mahnt aus strebenden Kirchenhallen, aus erstem Studium geworbenen stillen Klosterzellen. Er weiß es uns, fern von einseitiger Beleuchtung, sympathisch nahe zu bringen das Thun und Treiben der Besuchten wie ihrer Vorgänger, und er hat ein offenes Auge, ein liebevolles Verständnis auch für das, was da rundum sich angebahnt, lebt und schafft in häuslicher Einfachheit. So läßt er uns denn eine interessante, genuss- und lehrreiche Wanderfahrt mit ihm thun, bis er endlich, reichlich, zurückkehrt zu seiner still-begehrt-vollen Karawane. — Einem Tuche Hansjakobs besondere Empfehlung mitzugeben, ist nicht nötig, wohl aber schäiden wir ihm besonderen Dank für diese wertvolle Gabe; so Gott will, ist es nicht die letzte aus dem Reich der Erinnerungen eines Pfarrers wie er sein soll.

Der Verlag von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig verdient eine Anzahl neuer Romane und Novellen, teils deutsche Originale, teils Uebersetzungen, die der Beachtung des Lesepublikums empfohlen zu werden verdienen. — „Der Auf des Lebens“, Erzählung von Carl Köhner (Preis 2.50), spielt in einem Auktoren von Alt-Kaiser am Ufer des gleichnamigen teigenden Sees. Die zu dem tragischen Schluß führenden Vorgänge sind mit großer Feinheit geschildert. Der Verfasser weiß den geheimsten Seelen- und Gemüthsregungen nachzuspüren und sie sinnungsvoll zur Darstellung zu bringen. — „Die Spiritisten“, Roman von Victor Blüthgen (Preis 2.50). Der Roman behandelt ein schon oft dagewesenes, aber immer noch aktuelles Thema in sehr anziehender und geschickter Weise und hält die Spannung und Teilnahme des Lesers bis zum Schluß wach. Einen besonderen Reiz bildet die Mischung von erfrischendem Humor und tiefem Ernst, mit der die an Charakter und Lebensstellung so verschiedenen Personen, die Blüthgen in Beziehungen zu dem spiritistischen Problem bringt, uns vorgeführt werden. — „Der Nachfolger“, Ein Roman aus Bayern von Georg Brauhoel (Preis 2.50). Die geschilderten Ereignisse geben unter der Regierung des byzantinischen Kaisers Michael III., der in der Geschichte den Beinamen „Trunkenbold“ führt, vor sich. Er wurde am 23. Sept. 867 durch seinen Günstling Basilus ermordet, der dann eine neue Dynastie gründete. Die phantastische und gefühlvolle Darstellung zeigt die entlegenen Geschehnisse und so nahe zu bringen, als ob wir sie mit erleben; ihre farbenprächtigen Bilder aus dem alten Bayern sind in hohem Grade anziehend und fesselnd. — „Im Frühling“, Novelle von Martha Kama (Preis 2.50), enthält in ihren Einzelheiten viel fein Beobachtetes und tief Empfundenes und weiß den verschiedensten Charakteren gerecht zu werden. — „Der Räuber von Cefera“, von Oskar Levertin (Preis 2.50). Das Werk hat in Schweden eine sehr gute Aufnahme gefunden und dürfte in der vorliegenden formamen Uebersetzung von Francis Maro auch bei uns gern gelesen werden. Diese bald heiteren, bald tiefsten Bilder aus der Räuberwelt Ceferas, die von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart reichen, sind ungemein stimmungsvoll und anziehend. — Eines der bedeutendsten Werke der französischen literarischen Literatur, die den Krieg von 1870/71 behandeln, ist der Romanzyklus „Der große Krieg“ der Brüder Paul und Victor Marguerite, von denen die beiden ersten Bände unter dem Titel „Der Auferstehende“ (Preis jedes Bandes 2.50) überliefert vorliegen. Der Roman kommt zwar Jolas noch immer unerreichten „Zusammenbruch“ nicht ganz gleich, aber viele Punkte in den Kämpfen um Metz und den Vorgängen in der Festung, die uns bis zur Kapitulation vorgeführt werden, lautet das deutschereiche gefüllte Urteil anders, trotzdem aber können wir das Werk unsern Lesern nur empfehlen. Die Schilderungen der Verfasser, bekanntlich die Söhne des bei Sedan rühmlich gefallenen Generals Marguerite, wirken durch ihre Feinheit und Anschaulichkeit in hohem Grade packend; interessant sind die Bilder, die uns die Autoren hinter die Kulissen der französischen Diplomatie und Heerführung jener Zeit thun lassen.

„Mutterherzen.“ Elbendische Tagesgeschichten aus Unterfranken. Von Julius Sprutskier. Leipzig, Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. — Der Verfasser, dessen Name unsern Lesern nicht fremd ist, erweist sich durch die in dieser Sammlung vereinigten vier Erzählungen als einen genauen Kenner von Land und Leuten des Gebietes, in dem jene spielen, und als Beobachter von fruchtbarer Erfindung und gewandter Darstellung. Erregt sind diese Erzählungen des mütterlichen Gefühls bei ganz verschieden gearteten Frauencharakteren, die er, wie alle seine Erzählungen, dem wirklichen Leben entnommen hat. Am tiefsten wirkt wohl die letzte Erzählung „Drot“, die den Konflikt zwischen dem erbarmungslosen geschriebenen Recht und dem Recht, das mit uns geboren ist, im Dingen einer armen Mutter zum Gegenstand hat.

Goethes Briefe, ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard von der Hellen. Zweiter Band

(1780–1788). In Weinwand geb. 4. 1. — Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart und Berlin. — Diese, im ganzen auf sechs Bände berechnete Ausgabe wird dem deutschen Volke Goethes Leben in seinen Briefen vorführen, und man kann schon jetzt vorhersehen, daß dieses Ziel völlig erreicht werden wird. Das Lob, das seinerzeit dem ersten Bande gesendet wurde, verdient auch der beiden ausgegebenen Bände in vollem Maße, der von Beginn des Jahres 1780 bis zur Rückkehr von der italienischen Reise reicht. Aus der Weimarer Zeit, die die literarische Welt hat der Herausgeber mit fundiger, sicherer Hand und seinem Takt alles herausgehoben, was für die Entwicklung des Menschen, des Dichters und des Denkers Goethe in dieser Periode wirklich bedeutend ist. Was aber die ausgewählten Briefe selbst nicht enthalten, das wird durch die teils biographisch verbindenden, teils erläuternden Anmerkungen auf das glücklichste ergänzt.

„Stegsalma.“ Zehnzig Schwärzwaldschicksale in niederalemannischer Mundart von August Gantner. Mit Illustrationen von Fritz Rohland. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. (Preis geb. 4. 2. — Stuttgart, A. Bong & Co.). — Der Verfasser ist ein echter Volksschriftsteller, und seine in diesen hundert Bänden zusammengestellten humoristischen Geschichten, aus denen uns der würdige Tannendust des Schwärzwalds entgegenweht, verdienen die weiteste Verbreitung. Auch der Norddeutsche mag sie bereit zur Hand nehmen; er wird den Dialekt bald verstehen, wobei ihm zahlreiche Worterklärungen zu Hilfe kommen. — Von demselben Verfasser ist im gleichen Verlag erschienen: „Tannenzapfen aus dem Schwärzwald.“ Zehnzig Gedichte in niederalemannischer Mundart. Dritte Auflage. (Preis geb. 4. 1.20). — Allen Freunden deutscher Dialektbildung sei diese Sammlung von humoristischen Gedichten, deren Pointe stets wirkungsvoll herausgearbeitet ist, ans Herz gelegt. „Wer in fürsicht, — Gang, trag ist vor!“ mahnt der Autor, und in der That eignen sich die Sachen ganz vortrefflich zum Vortrag in großen Kreisen.

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel: „Delphischer Dreifuß“.



Die richtige Lösung ergibt eine geistreiche Sentenz aus dem ungedruckten Nachlasse des österreichischen Dichters Bauernfeld.

Buchstabenrätsel.

Mit 1, 2, 4 und 5 liegt ich im Schweizerlande
Auf hohem Hügel, den die Rebe kränzt;
Mit 1–5 lag ich am Meeresstrande,
In der Geschichte noch mein Name glänzt.

Mit 3, 4, 5 geb' ich dem Manne Ehrung
Nach fremden Landes Sitte und Gebrauch.
Geb' manchem Schiffermann reiche Zehrung
Und manchem Reitermann den Namen auch.

4, 5, 6, 7 — bitterböse Worte,
Sie raubten manchem schon die Seelenruh' —
Besonders wenn 1/7 schloß die Worte
Damit zu dem umworbenen Herzen zu!

Buchstabenrätsel.

Sabel, Granat, Zentner, Patti, Waka, Garde, Dabitus, Mensur, Talmud, Wipern, Walg.

In vorstehenden Wörtern sind die fettgedruckten Buchstaben durch andre zu ersetzen. Richtig gefunden, ergeben die Initialen der neuen Benennungen einen Schriftsteller, die in zweiter Linie eingetragten Zeichen eines seiner Werke.

Silbenrätsel.

Gar manchem lieb war 2 mal 3
Und 2 mal 1 nicht minder.
Biel beiden ging es wieder so,
Sie liebten sich wie Kinder.
Doch wer geliebt die 2 mal 2,
So wie sie uns beschrieben.
Datt' sich das schlimmste Teil erwählt
Von erbenstammtem Lieben.
Und wer für 1 und 2 und 3
Den Beutel hat erweitert,
Zum Glücke war er kein Kanal,
Er ist darin gescheitert.

Streichrätsel.

Ota — Uhm — Wal — Herber — Sache — Affe — Linie
— Ehre — Rorne — Eid — Hund — Agram — Kiste — Nil
— Hand — Liebe — Angel — Seine — Mitleid — Ton —
Temut — Heide — Umlage — Sudan — Rusik — Tom —
Annaberg — Riff — Oper — Traum — Saag — Humor —
Hering — Weib — Angela — Sund — Brief — Farbe — Huhn
— David — Gato — Krie — Kist — Kommode — Hirt —
Wasa — Jet — Zeit — Singen — Wirt — Graa — Uebe —
Animus.

Von den vorstehenden Wörtern sind je ein oder zwei Buchstaben zu streichen, mitunter aber auch keiner; die übrigbleibenden ergeben, in gleicher Folge richtig aneinanderbereiht, einen humoristischen Spruch.

Worträtsel.

Wer rät die schöne deutsche Stadt?
Sie liegt an einem Teil von ihr,
Mit Kopf und Fuß sie eng begrenzt,
Was strömt durch gallisches Revier.

Und taufstest du derselben Stadt
Den Kopf für einen andern um,
So ist ein Mörder Teil vom Wort,
Dem Ganzen klafft das Publikum.

Auflösungen der Rätsel Seite 556.

Des Kapselrätsels: Baden, Vikere, Ernestine, Crefes, Plombe, Alkohol, Tamina, Rubla, Arbeit.
Des Buchstabenrebus: 1. Wachtparade. Wacht paat a de.
2. Aufstand in China. Auf S t a n d i n C h i n a. 3. Eisen-
tanz. E i s t a n z. 4. Mandoline. M a n d o l i n e.
Des Worträtsels: Ende, Venet.
Des Silbenlangrätsels: Wa (Endstation der Brenner-
bahn), Ehe, Ill, Otto, Uhu.
Des Silbenrätsels: Nebenmond — Alt — Kalliope —
Schokolade — Lineal — Wab — Uri — Schäßburg — Lilie
— Gien — Repos (Pöfen) — Agave — Ueber.
Des Streichrätsels:
„Nur eins beglückt zu jeder Frist,
Schaffen, wofür man geschaffen ist.“

Aus Küche, Haus und Hof.

Das Einmachen der Früchte.

Vor allem muß man bei dem Einmachen natürlich für gutes Material sorgen, für gefundes, frisches Obst in der passenden Reife und für guten echten Zucker, keinen Rübenzucker; dann für ein gutes, gleichmäßiges Feuer, nicht zu stark und noch weniger flammend, aber auch nicht schwach; denn es ist ein Vorurteil, daß einzumachende Früchte nur schwach kochen sollen. Man wird z. B. auf schwachem Feuer nie eine gute Gelee bekommen, sondern nur Sirup. Ferner ist die größte Reinlichkeit und Pünktlichkeit erforderlich; die Geräte, die zum Einmachen dienen, dürfen zu nichts andern gebraucht werden, und ist es rätlich, sie nach jedesmaligen Gebrauch aufs sorgfältigste gepußt wegzuschleifen. Messing-
kasserollen mit langem Stiel halte ich für praktischer als die mit Ohren. Eine Hauptsache beim Einmachen ist auch das pünktliche Abschäumen; wenn man den Schaum mit dem Schaumlöffel nicht völlig abnehmen kann, so schwenke man die Kasserolle im Kreise, wodurch sich der Schaum in der Mitte sammelt, drücke ein Stück Papier darauf, an das er sich hängt, und fahre so fort, bis er ganz fest ist. Viele in der Kochkunst wohl Erfahrene halten es für nötig, den Zucker erst zu klären, für dies gilt folgende Vorschrift: Man gieße auf 1/2 Kilo Zucker 1/4 Liter kaltes Wasser, und sobald er anfängt zu kochen, lasse man ihn mit dem Schaumlöffel gut auf, bis er ganz zergangen ist, füge dann den Saft einer halben Zitrone hinzu, schäume pünktlich ab, und wenn der Zucker recht stark kocht, schreide man ihn mit einer halben Tasse

kaltens Wassers ab. Schlage nun ein Eiweiß mit einigen Eßlöffeln kaltem Wasser zu einem leichten Schnee, gieße ihn in den kochenden Zucker, rühre ihn einige Male sanft um und lasse ihn noch ein Weichen fortkochen, wonach man ihn durch ein locker gewebtes Tuch seigt. So ist er geklärt; braucht man ihn dicker, läßt man ihn noch eine Viertelstunde kochen.

Wenn das Eingemachte in die Gläser oder Töpfe eingefüllt und ganz erkaltet ist — wobei ich bemerke, daß man möglichst vollfüllen muß, weil leerer Raum die Gärung befördert —, so werden, außer bei dem Essig-Eingemachten, runde weiße Papierblättchen genau nach dem Innern des Gefäßes geschnitten, in Cognac oder Rum getaucht und auf das Eingemachte gelegt, dieses dann sorgsam mit Papier zugebunden, Sorte und Jahrgang darauf geschrieben und das Papier einige Male mit einer Nadel durchstochen. Das Eingemachte muß an einem kühlen, luftigen, trockenen, dunkeln Ort aufbewahrt werden — Licht und Wärme erzeugen Gärung — aber auch dunkle Schränke erträgt es nicht, noch weniger üble Gerüche. Man darf auch nicht versäumen, öfters nachzusehen, ob vielleicht Aufkochen oder wenigstens Erneuerung der Papierblättchen nötig sein möchte, was übrigens bei sorgfältiger Zubereitung und Behandlung selten vorkommt, es sei denn, daß das Obst oder der Zucker nicht von guter Qualität gewesen wäre.

Anna Berg.
Das fatale Spritzen der Einmachegläser beim Einfüllen der Früchte, über das so manche Hausfrau klagt, kann völlig vermieden werden, wenn man einige kleine

Vorsichtsmaßregeln beachtet. Wenn es sich um kleinere Gläser handelt, genügt es, wenn man ein reines, in heißem Wasser ausgewaschenes Küchentuch auf einem Tisch ausbreitet, das Einmacheglas darauf stellt und mit dem heißen feuchten Tuch völlig umhüllt. Bei großen Gläsern genügt dies jedoch nicht. Man thut bei ihnen am besten, die leeren Gläser in ein Kochgefäß mit kaltem Wasser zu stellen und sie auf langsamem Feuer zu setzen, um sie zugleich mit dem sie umgebenden Wasser zu erhitzen. Man füllt die eingemachten Früchte ein, verbindet sie und läßt sie so lange in dem Wasser stehen, bis sie völlig erkaltet sind.

Durch das Kochen mancher unserer trüben Früchte, wie z. B.: Heidelbeeren, Brombeeren, Dunkelfirschen, wird die lichte Farbe der Kochgeschirre sehr angegriffen, und die junge Hausmutter weiß nicht, wie sie den dunkeln Fruchttafeln entfernen soll. Außerordentlich leicht reinigt man solche Kochtöpfe mit Salzsäure. Man gießt sie hinein, macht sie darin heiß, nimmt gutes Waschlaugepulver und scheuert das Geschirre gründlich damit aus. Man spült mit kochend heißem und danach mit kaltem Wasser den so gereinigten Kochtopf wiederholt aus, um jede Spur der Säure zu entfernen, und trocknet gut nach. Beim Scheuern thut man gut, alte Glascchandschuhe anzuziehen, um die Hände nicht mit der scharfen Flüssigkeit in Berührung zu bringen.

Wer in heißer Sommerzeit Milch für kleine Kinder braucht, sollte stets genau prüfen, ob die Milch auch völlig frisch ohne jegliche Spur von Säure ist. Auf

den Geruch oder den Geschmack darf man sich bei solcher Prüfung jedoch nicht verlassen. Will man genau feststellen, ob die Milch für die kleinen Lieblinge gut ist, träufelt man etwas Milch auf rotes oder blaues Lackmuspapier; völlig frische Milch darf das blaue Lackmuspapier nicht deutlich röten, das rote aber nicht stark blau schimmern lassen. Durch dies einfache Mittel kann man sich leicht die Gewähr verschaffen, ob man wirklich frische Milch hat.

Jeder Fisch ist um so wohlschmeckender, je frischer er ist; es ist deshalb von Wichtigkeit, die Fische bis vor dem Gebrauch lebend zu erhalten. Wenn man sich einen nur für den Einkauf von Fischen bestimmten Beutel anfertigt, der mit Wasser gefüllt werden kann, so quält man beim Heimbringen vom Markt die Tiere nicht und erhält sie lebendig. Daheim kann man sie bis zum Gebrauch in ein großes Becken mit Wasser geben und sie erst vor der Zubereitung töten. Den Fischbeutel stellt man am besten aus grauem Ledertuch her, das man rund, mit einem Mitteldurchmesser von 1 Meter zu recht schneidet. In Zwischenräumen von je 10 Centimetern schlägt man kleine Messing-
ösen ein, durch die ein Zug aus doppelter starker Kordel geleitet wird, dessen Enden zugleich den Hensel, an dem man den Fischbeutel trägt, bilden. In die Mitte des ausgebreiteten runden Ledertuchteiles legt man einen schmalen Holzreifen von 25 Centimeter Durchmesser und befestigt ihn auf dem Ledertuch mit einigen Stichen. Durch diesen erhält der zugezogene Beutel unten die nötige Weite, um dem Fisch freien Raum zu lassen.

Luise Gölle.